



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Oberforstmeisters hatte sich das geplante Familienfest, zu dem Wallmoden und seine Gattin eigens eingetroffen waren, die Verlobung des Majorats Herrn von Burgsdorf mit Antonie von Schönau, programmäßig vollzogen.

Das junge Paar wußte ja längst, daß es für einander bestimmt war, und war auch vollkommen einverstanden damit. Willibald huldigte als guter Sohn noch immer der Ansicht, daß die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin einzig Sache seiner Mutter sei, und hatte geduldig gewartet, bis sie es für gut fand, ihn zu verloben; aber es war ihm doch sehr angenehm, daß er gerade Bäschen Toni heirathen sollte. Er kannte sie seit seinen Kinderjahren, sie paßte so vortrefflich zu ihm in all ihren Neigungen und, was die Hauptsache war, sie machte gar keine Ansprüche an die Romantik einer Verlobung, die er beim besten Willen nicht hätte befriedigen können. Toni ihrerseits bewies wirklich den Geschmack, den Frau Regine ihr zutraute. Willy gefiel ihr recht gut, und die Aussicht, Herrin auf dem stattlichen Burgsdorf zu werden, gefiel ihr noch besser — kurz, es war alles vollkommen in Ordnung.

Das Brautpaar befand sich augenblicklich im Empfangszimmer, wo der Flügel stand, und Antonie unterhielt ihren Verlobten mit ihrem Klavierspiel, auf Veranlassung des Vaters, denn sie selbst hielt die Musik für eine sehr langweilige und überflüssige Sache.

Aber der Oberforstmeister hatte darauf bestanden, seine Tochter solle zeigen, daß sie nicht nur wirtschaftlich erzogen sei, sondern auch in der Pension etwas gelernt habe. Er ging mit seiner

Schwägerin draußen auf der kleinen Terrasse auf und nieder, ursprünglich mit der Absicht zuzuhören; statt dessen zantten sie sich aber, obgleich sie von einem ganz friedlichen Gespräch über das Glück ihrer Kinder ausgegangen waren, und diesmal schien der Streit sehr heftiger Natur zu sein.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von Dir denken soll, Moritz,“ sagte Frau von Eschenhagen mit hochrothem Gesicht. „Du scheinst gar keine Empfindung für das unerhörte Unpassende dieser Bekanntschaft zu haben. Wie ich Dich frage, wer denn diese Jugendfreundin Tonis, die in Waldhofen erwartet wird, eigentlich ist, giebst Du mir mit der ruhigsten Miene zur Antwort, sie sei Sängerin und seit kurzem am Hoftheater angeheilt! Eine Komödiantin! Eine Theaterprinzessin! Eins von jenen leichtsinnigen Geschöpfen —“

„Aber Regine, so ereifere Dich doch nicht so!“ unterbrach sie der Oberforstmeister ärgerlich. „Du thust ja, als ob das arme Ding schon mit Haut und Haar verloren wäre, weil es auf der Bühne aufgetreten ist!“

„Das ist sie auch!“ eiferte Regine. „Wer einmal in dies Sodom und Gomorrah gerathen ist, der ist nicht mehr zu retten, der geht zu Grunde darin.“



Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Hadiher Linde.

„Recht schmeichelhaft für unser Hoftheater!“ meinte Schönau trocken. „Uebrigens gehen wir doch alleammt hinein.“

„Als Zuschauer! Das ist etwas anderes, und ich bin überhaupt immer dagegen gewesen. Willy hat nur sehr selten in das Theater gehen dürfen und nur in meiner Begleitung, und während ich meine Mutterpflicht in gewissenhafter Weise erfülle, meinen Sohn behüte vor jeder Berührung mit solchen Kreisen, giebst Du seine künftige Frau ihrem vergiftenden Einflusse preis. Es ist himmelschreiend!“

Sie erhob die Stimme sehr laut, theils aus Entrüstung, zum Theil aber auch, um sich verständlich zu machen, denn die musikalische Produktion in dem Zimmer, dessen Glashüren weit offen standen, war etwas lärmender Natur. Die junge Dame hatte einen ziemlich harten Anschlag und ihre Vortragsweise erinnerte einigermaßen an die Arbeit einer Art in hartem Holze. Ihre Zuhörer hatten zwar alle drei starke Nerven, aber ein leises Gespräch wurde dabei doch zur Unmöglichkeit.

„So laß Dir die Sache doch erst erklären,“ beschwichtigte der Oberforstmeister. „Ich habe Dir ja schon gesagt, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handelt. Marietta Volkmar ist die Enkelin unseres alten, braven Doktors in Waldhofen. Er hatte das Unglück, seinen Sohn in der Blüthe des Lebens zu verlieren, die junge Witwe folgte ihrem Manne schon im nächsten Jahre, und das Kind, die kleine Waise, kam zu dem Großvater. Das war gerade, als ich vor zehn Jahren nach Fürstenstein versetzt wurde. Doktor Volkmar wurde mein Hausarzt, seine Enkelin die Spieglefahrin meiner Kinder, und weil es mit der Schule in Waldhofen sehr schwach bestellt war, bot ich ihm an, die Kleine an dem Unterricht meiner Kinder theilnehmen zu lassen. Daher schreibt sich diese Jugendfreundschaft. Später, als Toni noch auf zwei Jahre in die Pension und Marietta zu ihrer musikalischen Ausbildung in die Stadt kam, hörte der tägliche Verkehr natürlich auf, aber Marietta besucht uns regelmäßig, wenn sie in den Ferien zu ihrem Großvater kommt, und ich sehe nicht ein, weshalb ich das verbieten soll, so lange das Mädchen brav und ordentlich bleibt.“

Frau von Eshenbagen hatte der Auseinandersetzung zugehört, ohne ihre strenge Richtermeise fahren zu lassen, und jetzt lachte sie spöttisch auf.

„Brav und ordentlich beim Theater! Man weiß ja, wie es da zugeht; aber Du scheinst das ebenso leicht zu nehmen wie dieser Doktor Volkmar, der so ehrwürdig aussieht mit seinen weißen Haaren und es zuläßt, daß seine Enkelin, daß eine junge, ihm anvertraute Seele den Weg des Verderbens wandelt.“

Herr von Schönau machte eine ungeduldige Bewegung.

„Regine, Du bist sonst eine vernünftige Frau, aber in diesem Punkte hast Du nie Vernunft annehmen wollen. Das Theater und alles, was dazu gehört, war bei Dir von jeher in Acht und Bann gethan. Dem Doktor ist der Entschluß nicht leicht geworden, das weiß ich, und wenn man wie wir im warmen Neste sitzt und seine Kinder reichlich versorgen kann, soll man nicht so ohne weiteres den Stab brechen über andere Eltern, die sich mit bitteren Sorgen herumschlagen. Volkmar plagt sich mit seinen siebzig Jahren noch Tag und Nacht, aber die Praxis bringt ihm wenig ein, denn unsere Gegend ist arm, und nach seinem Tode bleibt Marietta ganz mittellos zurück.“

„So hätte er sie Erzieherin oder Gesellschafterin werden lassen sollen, das ist ein anständiges Brot.“

„Aber ein Brot, daß Gott erbarm! Man weiß es ja, wie die armen Dinger behandelt und ausgenutzt werden. Wenn ich ein Kind, das mir ans Herz gewachsen ist, dem Lose preisgeben soll, und es wird mir dann von allen Seiten gesagt, daß das Mädchen Gold in der Kehle hat und eine glänzende Zukunft ihr gewiß ist, dann lasse ich sie auch zur Bühne gehen, darauf verlaß Dich.“

Dies Geständniß schlug dem Fasse den Boden aus. Frau Regine stand einen Augenblick ganz starr vor Schrecken, dann sagte sie feierlich:

„Morix — mich schaudert's vor Dir!“

„Meinetwegen! Wenn es Dir Vergnügen macht, so laß Dich's schaudern! Aber wenn Marietta wie sonst nach Fürstenstein kommt, so werde ich sie nicht zurückweisen, und ich habe auch nichts dagegen, wenn Toni zu ihr nach Waldhofen geht. Punktum!“

Herr von Schönau schrie gleichfalls ziemlich laut, denn seine Tochter schlug jetzt auf die Tasten, daß die Fensterscheiben klirren und die Saiten des Flügels in eunstliche Gefahr geriethen. Der Oberforstmeister beachtete das freilich in der Hitze des Streites so wenig wie seine Schwägerin, die jetzt mit voller Schärfe erwiderte:

„Nun, dann ist es wenigstens ein Glück, daß Toni bald heirathet. Dann hat diese Freundschaft mit der Theaterprinzessin ein Ende, darauf gebe ich Dir mein Wort. In unserem ehrbaren Burgsdorf werden solche Gäste nicht geduldet, und Willy wird seiner Frau auch den Briefwechsel nicht gestatten, der jetzt in voller Blüthe zu stehen scheint.“

„Das heißt, Du wirst ihn nicht gestatten,“ spottete der Oberforstmeister. „Willy hat ja überhaupt nichts zu verbieten oder zu erlauben, der ist nur der gehorsame Diener seiner Frau Mama. Es ist eigentlich unverantwortlich, wie Du den Jungen, der doch nun Bräutigam ist und bald Chemann werden soll, noch immer unter der Fuchtel haßt.“

Frau von Eshenbagen richtete sich beleidigt auf.

„Ich glaube, ich bin mir meiner Verantwortlichkeit mehr bewußt als Du. Willst Du mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich meinen Sohn in kindlicher Ehrfurcht und Liebe erzogen habe?“

„Ach was, es giebt einen Punkt, wo die Liebe aufhört und das Maltraitiren anfängt! Du hast den Willy schon ganz dumm gemacht mit Deiner ewigen Bevormundung, nicht einmal den Heirathsantrag durfte er auf eigene Hand machen. Als Dir die Geschichte zu lange dauerte, fuhrst Du wie gewöhnlich dazwischen. Wozu denn die Umstände, Kinder? Ihr sollt Euch haben und wollt Euch haben, die Eltern sind einverstanden, meinen Segen habt Ihr, also gebt Euch einen Kuß, dann ist die Geschichte abgemacht! Das ist Dein Standpunkt. Ich habe auch kindliche Ehrfurcht vor meinen Eltern gehabt, wenn sie mir aber bei meiner Brautwerbung so dazwischen gekommen wären, dann hätten sie etwas sehr Unfindliches zu hören bekommen. Und der Junge, der Willy, nahm das ganz ruhig hin; ich glaube, er war noch obendrein froh, daß er seiner Braut keine Erklärung zu machen brauchte.“

Die Erregung der beiden war wieder bis zum Siedepunkte gestiegen und es war ein Glück, daß der musikalische Lärm drinnen sich jetzt so steigerte, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte. Fräulein Antonie hatte wenigstens Kraft in den Händen und schien dies für die Hauptsache zu halten, ihr Spiel klang genau so, als ob ein Regiment Soldaten zur Attacke stürmte. Jetzt wurde es auch ihrem Vater zu arg, er brach plötzlich das Gespräch ab und trat in das Zimmer.

„Nun, Toni, Du brauchst den neuen Flügel nicht gerade entzweizuschlagen,“ sagte er ärgerlich. „Was spielst Du denn da eigentlich?“

Toni saß am Flügel und arbeitete im Schweisse ihres Angesichtes; nicht weit von ihr, auf einem kleinen Sofa, saß ihr Bräutigam, den Kopf auf dem Arm gestützt und die Augen mit der Hand beschattend, anscheinend ganz versunken in die Musik. Bei der Frage ihres Vaters wandte die junge Dame sich um und sagte in dem gewohnten schläfrigen Tone:

„Ich spiele den ‚Janitscharenmarsch‘, Papa. Ich dachte, es würde Willy Vergnügen machen, da er auch Soldat gewesen ist.“

„So? Er hat aber zufällig bei den Dragonern gestanden,“ brummte Schönau und trat zu seinem künftigen Schwiegersohn, der die zarte Aufmerksamkeit seiner Braut doch nicht recht zu würdigen schien, denn er gab kein Zeichen des Beifalls.

„Willy, was sagst Du denn dazu? — Willy, hörst Du nicht? — Ich glaube wahrhaftig, er ist eingeschlafen!“

Die Voraussetzung erwies sich leider als richtig. Willy war, während der Janitscharenmarsch über die Tasten donnerte, süß und sanft entschlummert und schlief so fest, daß er auch jetzt nicht erwachte. Das schien selbst seiner Mutter zu stark, die gleichfalls eingetreten war; sie ergriff ihn derb am Arme.

„Aber Willy, was soll denn das heißen? Schämst Du Dich denn gar nicht?“

Der junge Majoratsherr, von allen Seiten geschüttelt und gescholten, wachte jetzt endlich auf und blickte schlaftrunken um sich.

„Was — was soll ich? Ja, es war sehr schön, liebe Toni.“

„Das glaube ich!“ rief der Oberforstmeister mit einem zornigen Ausfluchen. „Sieh Dir keine Mühe weiter mit Deinem Spiel, mein

Kind. Komm, wir wollen Deinen Herrn Bräutigam ruhig ausschlafen lassen. Aber gute Nerven hat er, das muß man sagen!"

Damit nahm er den Arm seiner Tochter und verließ mit ihr das Zimmer, wo sich nun der ganze mütterliche Zorn über den armen Willibald ergoß. Frau von Eschenhagen, schon gereizt durch das vorhergehende Gespräch, schonte ihren Sohn durchaus nicht, aber sie rechtfertigte dabei nur zu sehr die Vorwürfe ihres Schwagers, sie schalt den Bräutigam und baldigen Chemann aus wie einen Schultnaben.

"Das übersteigt denn doch alle Begriffe!" schloß sie in voller Entrüstung. „Dein seliger Vater war auch nicht sehr für das Courmachen; wenn er mir aber zwei Tage nach der Verlobung eingeschlafen wäre, während ich ihn mit meinem Klavierspiel unterhielt, dann hätte ich ihn sehr unjanit gewedt. Jetzt gehst Du augenblicklich zu Deiner Braut und entschuldigst Dich bei ihr, sie hat ganz recht, wenn sie sich gekränkt fühlt.“

Damit ergriff sie ihn bei den Schultern und schob ihn nach der Thür. Willy nahm das de- und wehmüthig hin, denn er war selbst ganz erschrocken über seinen unzeitigen Schlummer, aber er konnte doch nicht dafür, daß er so müde und die Musik so langweilig war. Ganz zerkürrt trat er in das Nebenzimmer, wo seine Braut, doch etwas gekränkt, am Fenster stand.

"Liebe Toni, sei mir nicht böse," begann er stockend. „Es war so heiß und Dein schönes Spiel hatte etwas so Beruhigendes —“

Toni wandte sich um. Es war ihr doch neu, daß der Janitscharenmarsch, zumal in ihrer Vortragsweise, beruhigend wirkte, als sie aber die zerkürrte Miene des Bräutigams sah, der wie ein armer Sünder da stand, siegte ihre Gutmüthigkeit und sie streckte ihm die Hand hin.

"Nein, ich bin Dir nicht böse, Willy," sagte sie herzlich. „Ich mache mir ja auch nichts aus der dummen Musik. Wir wollen etwas Gescheiteres anfangen, wenn wir in Burgsdorf sind.“

"Ja, das wollen wir!" rief Willibald, freudig die dargebotene Hand drückend, denn bis zu einem Handkuffe hatte er sich noch nie verfliegen. „Du bist so gut, Toni!“

Als Frau von Eschenhagen bald darauf eintrat, fand sie das Brautpaar in vollster Eintracht und in ein äußerst lehrreiches Gespräch über die Milchwirthschaft vertieft, die in Süddeutschland etwas anders betrieben wurde als in Burgsdorf. Das war ein Thema, bei dem Willy nicht einschloß, und seine Mutter beglückwünschte sich im stillen zu dieser vortrefflichen Schwiegertochter, die so gar keine unbequeme Empfindlichkeit zeigte.

Uebrigens fand der junge Majoratsherr sofort Gelegenheit, sich für die bewiesene Nachsicht dankbar zu zeigen. Toni klagte, daß eine Sendung, die sie bestellt hatte und für den Abendtisch nothwendig brauchte, nicht in ihre Hände gelangt sei. Sie war auf der Post in Waldhofen rechtzeitig eingetroffen, aber wie es schien, mit einer falschen Adresse. Man hatte sie dem Boten nicht ausgehändigt, dieser war inzwischen von dem Oberforstmeister anderswohin geschickt worden und von den anderen Leuten augenblicklich niemand verfügbar, während doch die Zeit drängte. Willibald erbot sich daher, die Sache persönlich in Ordnung zu bringen, und das Anerbieten schien seiner Braut sehr willkommen zu sein.

Waldhofen war die bedeutendste Ortschaft in der Umgegend, trotzdem aber nur ein kleines Städtchen. Es lag etwa eine halbe Stunde von Fürstenstein entfernt und bildete eine Art Mittelpunkt für die überall zerstreuten Dörfer und Weiler des „Waldes“.

Während der Nachmittagsstunden, in denen sich kein Mensch auf der Straße befand, sah es recht öde und langweilig aus, das fand auch Herr von Eschenhagen, der über den Marktplatz schlenderte, wo sich die Post befand.

Er hatte die Angelegenheit, welche ihn nach Waldhofen geführt hatte, bereits erledigt und auch einen Boten gefunden, der die Kiste nach dem Schlosse trug. Da die Straßen des stillen kleinen Ortes aber nichts Interessantes boten, so bog er in einen Heidegang ein, der hinten an den Gärten der Häuser entlang geradewegs auf die Landstraße führte. Der Weg war zwar etwas sumpfig und der gestrige anhaltende Regen hatte ihn stellenweise ganz grundlos gemacht, aber Willibald fragte als Landmann nicht viel nach solchen Dingen, sondern schritt unbesümmert vorwärts.

Er befand sich in einer äußerst behaglichen Stimmung; es war doch ein angenehmes Gefühl, Bräutigam zu sein, und er zweifelte

durchaus nicht daran, daß er mit seiner guten Toni eine sehr glückliche Ehe führen werde.

Da kam ihm ein Wagen entgegen, der sich nur mühsam durch den sumpfigen Boden arbeitete und offenbar Reisende brachte, denn zwischen den Hinterrädern war ein großer Koffer festgeschmalt und das Innere schien auch noch verschiedenes Reisegepäck zu bergen. Willibald konnte nicht umhin, sich zu wundern, daß man gerade diesen Heckenweg benutzte, der in seinem jetzigen Zustande für ein Fuhrwerk äußerst beschwerlich war, statt in die Straßen einzubiegen, und der Kutscher schien gleichfalls sehr unzufrieden damit zu sein. Er hatte sich umgewendet und verhandelte mit den Reisenden, die vorläufig nicht sichtbar waren.

"Jetzt geht es aber wirklich nicht weiter, Fräulein. Ich habe es ja vorher gesagt, wir kommen hier nicht durch, die Räder bleiben im Schlamm stecken — jetzt haben wir die Befehrerung!" „Es ist ja nicht mehr weit," ließ sich eine helle Stimme aus dem Inneren des Wagens vernehmen. „Nur noch einige hundert Schritte, versuchen Sie es doch!"

"Was nicht geht, das geht nicht!" versetzte der Kutscher mit philosophischer Ruhe. „Durch den Sumpf da vorn kommen wir nicht, wir müssen umkehren.“

"Ich will aber nicht durch die Stadt fahren." Die helle Stimme hatte einen ganz entschiedenen Anflug von Trotz. „Wenn es durchaus nicht weiter geht, so halten Sie, ich werde aussteigen.“

Der Kutscher hielt, der Schlag wurde geöffnet, und eine leichte, zierliche Gestalt sprang aus dem Wagen, so geschickt, daß sie mit einem Satz über den Schlamm hinweg eine höher gelegene trockene Stelle erreichte. Dort blieb sie stehen und blickte prüfend um sich. Da aber der Weg gerade hier eine Biegung machte, ließ er sich nur zum kleinsten Theile übersehen.

Die junge Dame schien das sehr mißfällig zu bemerken; da fiel ihr Blick auf Herrn von Eschenhagen, der von der anderen Seite kam und eben die Biegung erreicht hatte.

"Bitte, mein Herr, ist der Weg zu begehren?" rief sie ihn zu.

Er antwortete nicht sogleich, denn er war noch ganz starr vor Verwunderung über den ebenso gewagten als graziösen Sprung. Das flog ja wie eine Feder durch die Luft und stand doch fest und sicher auf den Füßen.

"Hören Sie denn nicht?" wiederholte das Fräulein ungeduldig. „Ich frage, ob der Weg gangbar ist.“

"Ja — ich bin ihn gegangen," sagte Willibald, etwas aus der Fassung gebracht durch die sehr distatorisch klingende Frage.

"Das sehe ich, aber ich habe keine Wasserstiefel wie Sie und kann nicht mitten durch den Sumpf waten. Ist es möglich, da an den Hecken entlang zu kommen? Mein Gott, so antworten Sie doch!"

"Ich — ich glaube wohl, drüben ist es etwas trockener.“

"Nun, dann will ich es wagen. Kehren Sie um, Kutscher, und geben Sie mein Gepäck auf der Post am Markte ab, ich werde es abholen lassen! Halt! Den kleinen Handkoffer da nehme ich mit, reichen Sie ihn mir herüber!"

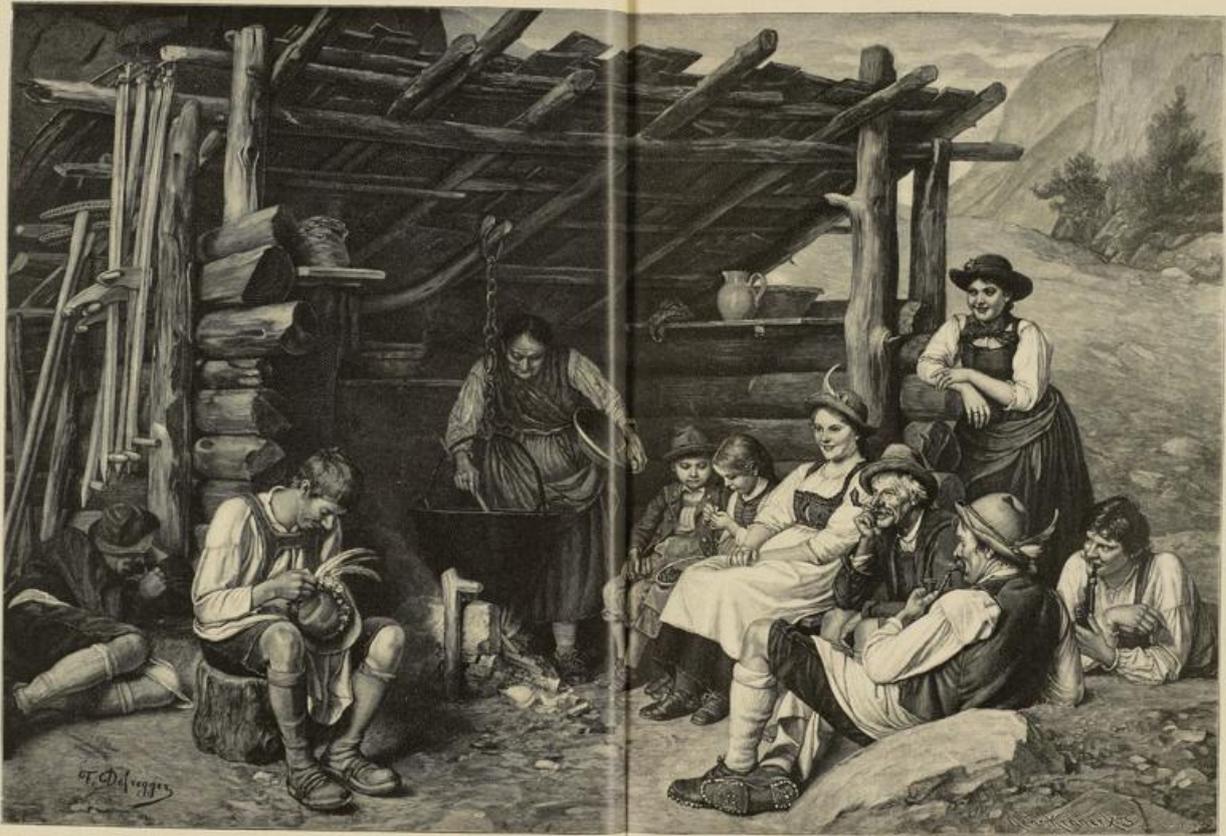
"Aber der Koffer ist zu schwer für Sie, Fräulein," wandte der Kutscher ein, „und ich kann die Pferde nicht allein lassen.“

"Nun, dann trägt ihn mir der Herr dort! Es ist ja nicht weit bis zu unserem Garten. Bitte, mein Herr, nehmen Sie den Koffer, den kleinen da auf dem Rücksitz, mit dem schwarzen Lederüberzuge — so beeilen Sie sich doch!"

Der kleine Fuß trat ungeduldig auf den Boden, denn der junge Majoratsherr stand mit offenem Munde da. Er begriff es weder, daß eine Wildfremde so ohne weiteres über ihn verfügte, noch daß ein so junges Mädchen in dieser Weise befahl und kommandirte; bei den letzten sehr ungnädig klingenden Worten aber kam er schleunigst herbei und nahm den bezeichneten Koffer, was das Fräulein ganz selbstverständlich zu finden schien.

"So!" sagte sie kurz. „Also, Sie fahren nach der Post, Kutscher, und nun hinein in die Sümpfe von Waldhofen!"

Sie nahm das graue Reisefleid auf und schritt dicht an den Hecken hin, wo der Weg etwas höher und trockener war. Willibald, von dem gar keine Notiz genommen wurde, trottete mit dem Koffer hinterher. Er hatte noch nie etwas so Zierliches gesehen wie diese schlanke, leichte Gestalt, die ihm kaum bis zur Schulter reichte, und er beschäftigte sich angelegentlich damit, diese Gestalt zu betrachten, da er sonst nichts zu thun hatte.



Feierabend.

Nach dem Gemälde von J. Defregger.

Photograph von Franz Hartmann, Leipzig, A. G. H. H. H. H.

Das junge Mädchen hatte etwas ungemein Amuthiges und Grazioses in den Bewegungen, wie in der ganzen Erscheinung, aber das Köpfchen mit dem krausen dunklen Haar, das sich unter dem Hute hervordrängte, wurde mit unverkennbarem Selbstbewußtsein getragen. Das Gesicht war ziemlich unregelmäßig in seinen Formen, aber allerliebste mit den schelmischen dunklen Augen und dem kleinen rosigen Munde, um den ein Zug von Trost lag, und die beiden Grübchen im Kinn machten es vollends reizend. Der graue Reiseanzug war trotz seiner Einfachheit doch äußerst geschmackvoll und trug allen Anforderungen der Mode Rechnung — zu den biederen Kleinstädtern von Waldhofen gehörte die junge Reisende offenbar nicht.

Der Weg zeigte sich jenseit der Biegung wirklich etwas trofener, doch mußte man fortgesetzt den schmalen Wall berühren, auf dem die Hecken standen, und bisweilen über nasse Stellen hinwegspringen. Dabei ließ sich nun allerdings keine Unterhaltung führen und Willy dachte auch nicht daran, sie einzuleiten, er trug geduldig seinen Koffer und nahm es ebenso geduldig hin, daß seine Begleiterin sich gar nicht weiter um ihn kümmerte, bis sie nach etwa zehn Minuten an der niedrigen Pforte eines Gartens standen. Die junge Dame beugte sich über die Stufen des Pfortens und schob einen von innen angebrachten Holzriegel zurück, dann wandte sie sich um.

„Ach danke, mein Herr! Bitte, geben Sie mir jetzt mein Gepäck!“

Das Kofferchen war trotz seines geringen Umfangs doch ziemlich schwer, viel zu schwer für die kleinen Hände, die danach griffen. Willibald bekam plötzlich einen Anfall von Ritterlichkeit, die sonst gar nicht seine Sache war, und erklärte, er werde den Koffer bis in das Haus tragen, was mit einem kurzen gnädigen Kopfnicken angenommen wurde. Sie schritten durch den kleinen, aber sehr sorgfältig gepflegten Garten bis zu einem alten einfachen Hause und traten durch die Hintertür in den dämmerig lüthel Hausflur, wo ihr Erscheinen sofort bemerkt wurde. Eine alte Magd stürzte eiligst aus der Küche herbei.

„Fräulein! Fräulein Marietta! Sie kommen heute schon? Ach, welche Freude wird —“

Sie kam nicht weiter, denn Marietta slog auf sie zu und drückte ihr die Hand auf den Mund.

„Still doch, Babette! Sprich leise, es soll ja eine Ueberraschung sein! Ist der Großpapa zu Haus?“

„Awoh! der Herr Doktor ist im Studierzimmer. Wollen Sie hineingehen, Fräulein?“

„Nein, ich schleiche mich in das Wohnzimmer, sehe mich ganz leise an das Klavier und singe ihm sein Lieblingslied. Vorsichtig, Babette, daß er uns nicht hört!“

Sie huschte leicht und lautlos wie eine Elfe nach der andern Seite des Hauses und öffnete die Thür eines zu ebener Erde gelegenen Zimmers: Babette, die in der Ueberraschung und Freude über die Ankunft ihres Fräuleins gar nicht bemerkte, daß noch jemand in dem halbdunklen Hausflur stand, folgte ihr. Die Thür blieb weit offen, man hörte, wie vorsichtig ein Deckel zurückgeschlagen und ein Stuhl gerückt wurde, dann begann ein leises Prästudiren, dünne, zitternde Klänge, die offenbar einem alten, ehrwürdigen Spinett entlockt wurden, aber es klang wie Harfen-

ton, und nun erhob sich eine Stimme, hell und süß wie Lerchengesang und jubelnd wie dieser.

Das dauerte freilich nur wenige Minuten, dann wurde hastig die gegenüberliegende Thür aufgerissen und ein alter Mann mit weißen Haaren erschien auf der Schwelle.

„Marietta! Meine Marietta, bist Du es wirklich?“

„Großpapa!“ klang es jubelnd zurück, der Gesang brach plötzlich ab und Marietta hing an des Großvaters Halse.

„Du böses Kind, wie Du mich erschreckt hast!“ schalt er zärtlich. „Ich erwartete Dich ja erst übermorgen und wollte Dir bis zur Bahnstation entgegenkommen, da höre ich plötzlich Deine Stimme im Wohnzimmer, ich glaube meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.“

Das junge Mädchen lachte fröhlich auf wie ein ausgelassenes Kind.

„Ja, die Ueberraschung ist gelungen; gelt, Großpapa? Ich bin ja eigens deswegen den Gartenweg gefahren und richtig mit dem Wagen im Sumpfe stecken geblieben. Ich kam zur Hintertür herein und — was willst Du denn, Babette?“

„Fräulein, der Koffertträger ist noch da,“ sagte die alte Magd, die jetzt erst den Fremden bemerkt hatte, „soll ich ihm ein Trinkgeld geben?“

Der junge Majoratsherr stand noch immer da mit dem Koffer in der Hand, jetzt aber wandte sich auch Doktor Volkmar um und rief erschrocken:

„Mein Gott — Herr von Eschenhagen!“

„Kennst Du den Herrn?“ fragte Marietta, ohne besondere Verwunderung, denn ihr Großvater kannte ja in seiner Eigenschaft als Arzt ganz Waldhofen und dessen Nachbarschaft.

„Allerdings! Aber Babette, so nimm dem Herrn doch den Koffer ab! Ich bitte um Entschuldigung, ich wußte nicht, daß Sie schon mit meiner Enkelin bekannt seien.“

„Nein, wir kennen uns nicht im mindesten,“ sagte das junge Mädchen, „willst Du mir den Herrn nicht vorstellen, Großpapa?“

„Gewiß, mein Kind — Herr Willibald von Eschenhagen auf Burgsdorf —“

„Tonis Bräutigam!“ fiel Marietta fröhlich ein. „O, wie komisch, daß wir uns so kennen lernen mußten, mitten im Sumpfe! Wenn ich das gewußt hätte, dann würde ich Sie nicht so schlecht behandelt haben, Herr von Eschenhagen. Ich ließ Sie ja wie einen wirklichen Koffertträger immer hinter mir drein laufen! Aber weshalb sagten Sie denn nicht ein Wort?“

Willibald sagte auch jetzt nichts, sondern blickte stumm auf die kleine Hand, die sich ihm vertraulich entgegenstreckte. Da er doch aber fühlte, daß er irgend etwas thun oder sagen müsse, so ergriff er das rosige Händchen und drückte und schüttelte es kräftiglich mit seiner Hünenfaust.

„Au!“ rief die junge Dame, indem sie entsetzt zurückwich.

„Sie haben ja einen fürchterlichen Händedruck, Herr von Eschenhagen! Ich glaube, Sie haben mir die Finger zerbrochen.“

Willibald wurde dunkelroth vor Verlegenheit und stotterte eine Entschuldigung. Glücklicherweise mißte sich aber jetzt der Doktor ein und bat ihn, näher zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Widerschein der französischen Revolution.

Von F. A. v. Wintersfeld.

Ideen „schweben in der Luft“, sagt man, und man bezeichnet damit nicht immer ihre Haltlosigkeit, ihre mangelhafte Begründung, sondern noch mehr die gesügelte Natur, wie sie den Kindern der Lüfte eigen ist. Unbekümmert um räumliche Schranken überfliegen sie die Lande, unfaßbar, ungreifbar sind sie da, mit ihrem erquickenden Wehen frisches Leben in müde, gedrückte Geister zu ergießen oder auch mit dem Gluthauch der Leidenschaft Schreden und Verderben zu verbreiten.

Der hundertste Jahrestag der französischen Revolution hat vielfach der geschichtlichen Forschung Veranlassung gegeben, den Spuren dieser Riesenumwälzung im Reiche der Geister auch in die Gegenden zu folgen, die vom eigentlichen Schauplatz der weltgeschichtlichen Begebenheiten weitab liegen, und es bietet ein

höchst merkwürdiges Schauspiel, zu beobachten, wie unter dem Einfluß der gährenden Zeitideen überall die Flämmchen der politischen Aufregung emporzucken, wenn sie auch nirgends so zum verheerenden Brande zusammenlodern wie in Frankreich.

Von diesem Gesichtspunkte aus verdient auch ein Ereigniß Beachtung, das vor etwa einem Jahrhundert im damaligen Kurfürstenthum Sachsen sich zutrug, der sächsische Bauernaufstand, oder wie man es jetzt wohl mit einem neuerdings geläufig gewordenen Ausdruck bezeichnen würde, Bauernaufstand.

Die Lage des Bauernstandes im Kurfürstenthum Sachsen war auch in den Landestheilen, in welchen die Leibeigenschaft nicht herrschte — in der Oberlausitz bestand sie bis 1832 — eine keineswegs leichte und erfreuliche. Frondienste, Zinsen, Lieferungen

Verdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

und Steuern erschwerten dem Landmann den Kampf ums Dasein und erregten — jedoch, wie wir sehen werden, nicht ohne Anregung von außen — einen allgemeinen Ausbruch seiner Unzufriedenheit.

Im August des Jahres 1790 verweigerten plötzlich die Bauern der Lommahsch Pflege fast einmüthig die Leistung der Frondienste und Erbzinsen. Die Auflehnung war nicht wider den Staat, sondern wider die Gutsherren gerichtet, denn die Bauern erklärten, sie wollten die kurfürstlichen, nicht aber ferner die gutherrlichen Abgaben und Dienste leisten. Die einzelnen Dorfschaften waren durch eine feste Organisation und geregelte Verpflichtungen mit einander verbunden. Diebstahl und Plünderung wurde zwar nicht geduldet, jedoch trug man kein Bedenken, die Gutsherren mit sanfter Gewalt zu allerlei schriftlichen Zugeständnissen wie Erlaß der Fronden und sogar Abtretung von Feldern und Wiesen zu nöthigen.

Als man nachsah, woher der Geist des Aufstandes und der Widersetzlichkeit plötzlich über die sonst so friedlichen Bauern gekommen war, stellte sich folgendes heraus: Im Sommer 1790 war von unbekannter Seite eine geschriebene Aufforderung an das gräßlich bünaische Städtchen Lauenstein gelangt und dort verbreitet worden, die Einwohner möchten sich bereit halten, sich an die 10 000 Mann anzuschließen, welche nach Pillnitz ziehen würden, um den Kurfürsten „im Triumph mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel“ von dort nach Dresden zu führen. Wie man sieht, war es auf eine Nachahmung der Vorgänge abgesehen, welche sich wenige Monate früher in der französischen Hauptstadt abgepielt hatten, als der Pariser Böbel am 6. Oktober 1789 Ludwig XVI. von Versailles nach Paris entführte.

Dann sollte der Kurfürst, wie es weiter in dem Aufruf hieß, folgenden Forderungen seine Bestätigung geben: 1. Abgebung aller derjenigen, welche Sachsen unglücklich machten, und Einziehung ihrer Güter. 2. Errichtung einer Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde. 3. Umänderung des Acciswesens. 4. Beschränkung der Rittergutsbesitzer, „damit sie Sachsen nicht zu einer Wüste und Einöde machten“. 5. Verbot des Wildhegens. 6. Entfernung aller Rechtspraktikanten, sofern sie nicht eine wirkliche Bestallung hätten. 7. Bessere Einrichtung des Kultusministeriums. 8. Aufhebung der Fleisch- und Tranststeuer. — Jeder der Mitziehenden sollte sich für einige Tage mit Lebensmitteln versehen. Die Sammelplätze seien Dohna und Liebstadt. Die Orte, welche sich nicht anschließen, sollten geplündert werden.

Auch in diesen Forderungen, von denen manche vielleicht nicht ganz unbedeutend waren, entdeckt man ohne Mühe das französische Vorbild, so namentlich in dem Verlangen der Errichtung einer Nationalgarde. Bekanntlich waren die „gardes françaises“, nachdem sie sich bei der Einnahme der Bastille theilhaftig hatten, in die „gardes nationales“ umgewandelt worden.

Als Verfasser und Verbreiter des Aufrufes wurde ein sonst nicht übel beleumdeter Mann Namens Geißler aus Liebstadt ausspindig gemacht. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, daß er unter der Einwirkung einer fixen Idee gehandelt haben müsse, wurde er als irrünftig behandelt und in die Irrenanstalt zu Torgau gebracht, jedoch nach einigen Jahren wieder entlassen, da er sich durchaus vernünftig betrug. Jedenfalls war die Kunde von den Vorgängen in Frankreich zu ihm gedrungen und hatte seine Einbildungskraft derartig entlammt, daß er den Versuch wagte, etwas Aehnliches in Sachsen in Scene zu setzen.

Der Zeitpunkt für den Ausbruch der Unruhen war für die Bauern nicht ungeeignet gewählt: gerade zur Erntezeit gerieten die Gutsherren durch die Verweigerung der Frondienste in die größte Verlegenheit, wie sie die Ernte einbringen sollten. Manche von ihnen ließen sich daher zur Nachgiebigkeit herbei, nur damit der reiche Erntesegen nicht auf den Feldern umkomme. Uebrigens behaupteten die Bauern, es geschehe alles mit Vorwissen des Kurfürsten, und es wurde dies anfänglich theilweise um so eher geglaubt, als die Regierung sich erst ziemlich spät entschloß, wider dieses Treiben einzuschreiten. Erst als es zur Mißhandlung kurfürstlicher Beamten, zur Entwaffnung militärischer Posten und zur gewaltsamen Befreiung Verhafteter gekommen war, ergriff die Regierung ernste Maßregeln. Sie beauftragte eine aus dem Kanzler v. Burgsdorf und den Justizräthen v. Brand und v. Wapdorf zusammengesetzte Kommission mit der Untersuchung der Vorgänge und mit der Herstellung der Ordnung, indem sie ihr zugleich ein aus fünf Bataillonen Infanterie und acht Schwa-

dronen Kavallerie bestehendes Truppcorps unter dem Oberbefehl des Generals von Boblic, der sein Hauptquartier erst in Meissen, dann in Lommahsch hatte, zur Verfügung stellte. Da die Bergleute in Freiberg ebenfalls die Arbeit einstellen und eine drohende Haltung annahmen, so wurde auch dorthin ein Truppenkommando entsendet.

Die Kommission begann ihre Thätigkeit damit, daß sie am 26. August eine scharfe Aufrehrvermahnung erließ und dann zur Untersuchung in den einzelnen Ortschaften schritt.

Zu größeren Kämpfen kam es nicht. Bei Pinnnewitz wurden die Bauern, welche Miene machten, Widerstand zu leisten, unter großer Heiterkeit der Kavalleristen mit flacher Klinge auseinandergeprengt, wobei acht verhaftet wurden. Bei Burgkätzel trieben 30 Kürassiere unter dem Lieutenant von Lichtenhain 1200 Bauern, die sich mit Steinwürfen und Knütteln zur Wehre setzten, auseinander.

Auch auf dem Rittergute Hirschstein bei Meissen, dem Besitztum des Kabinettsministers Grafen Loh, hatten die Bauern, um ihren Gutsherren zum Nachgeben zu zwingen, die ihnen obliegenden Dienstleistungen eingestellt. Sein Amt nöthigte den Grafen, in Dresden zu wohnen, und dort hätten sich ihm die Streikenden nur mit bescheidenen Bitten nähern können, nicht aber mit gebietrischen Forderungen. Um ihn in ihre Gewalt zu bekommen, ließen sie ihm daher eine schriftliche Aufforderung zugehen, er möge sich am 28. August in Hirschstein einfinden, widrigenfalls „er sehen werde, wie es seinem Gute ergehen würde.“

Trotzdem erschien der Graf nicht, dafür aber die obgenannte Kommission nebst 200 Mann Infanterie und 80 Dragonern. Kurz bevor sie Hirschstein erreichten, ertönte plötzlich ein Hüllerschuß in den Weinbergen, wahrscheinlich als Warnungszeichen, worauf eine Anzahl Leute, welche sich bei Hirschstein versammelt hatte, nach allen Seiten auseinanderstob, vermutlich um die verschiedenen Gemeinden zu warnen, daß sie sich fern hielten.

Da kein einziger Bauer im Schlosse zu Hirschstein erschien, so wurden alle dazu gehörigen Gemeinden zu möglichst zahlreichem Erscheinen eingeladen, weil der Kanzler im Auftrage des Kurfürsten ihnen etwas mitzutheilen und außerdem im Namen des Gutsheeren mit ihnen zu verhandeln habe.

Die Bauern fanden sich jedoch nur langsam und zögernd ein. Als der Kanzler, der warten wollte, bis eine größere Anzahl beisammen war, die bereits Erschienenen befragte, wie sie auf solche Dinge hätten kommen können, antwortete ein alter Bauer: „Das wissen wir selber nicht recht. Es muß doch wohl Gottes Wille sein, daß die Bauern auch einmal frei werden sollen; sonst wäre es wohl nicht so geschwind und so einstimmig zugegangen, wie wenn alles längst verabredet gewesen wäre.“

Endlich waren die Vertreter der sämtlichen Gemeinden da und die eigentlichen Verhandlungen konnten beginnen. Der Schauplatz derselben war der Hof des reizend auf einem jäh zur Elbe abfallenden Granitfels gelegenen Schlosses Hirschstein, das nach der Flußseite hin eine weite entzückende Aussicht in das Elbthal gewährt. Auf der der Elbe entgegengesetzten Seite befindet sich der geräumige Hof, von welchem aus zwei ziemlich hohe Treppen von Sandstein zu einem großen, mit einer Balustrade umgebenen Altan führen. Auf diesem Altan stellte sich der Kanzler, hinter sich einen Infanteriedoppelposten mit geladenem Gewehr. Unten vor dem Altan stellten sich die Bauern mit abgezogenen Hüten auf. Der äußere Eingang zum Schloßhof wurde stark mit Soldaten besetzt. In demselben hielten abseits einige berittene Dragoner. Die ganze Scene muß nicht ohne malerischen Reiz gewesen sein.

Nun hielt der Kanzler in gütigem Ton eine lange bewegliche Anrede, in welcher er namentlich hervorhob, wie sehr es den Kurfürsten schmerze, die Truppen, welche nur wider äußere Feinde bestimmt seien, gegen die eigenen behörten Landeskinde verwenden zu müssen. Er stellte den Bauern die Unbilligkeit und Ungereimtheit ihres Verlangens dar, sich von den ererbten und überkommenen, gesetzlich festgestellten Leistungen und Lasten einseitig frei machen zu wollen.

Dann machte er die Befugnisse der Kommission bekannt, welche, je nach Befinden, die strengsten Strafen, ja selbst die des Todes, verhängen könnte, und schloß mit den Worten: „Gelobt mir durch Handschlag, lieben Leute, daß Ihr Euerer Dienste, wie

Ihr sie bisher geleistet, ohne Zögern wieder aufnehmen und der Euch vorgelegten Obrigkeit wie vordem gehorchen wollt. Versetzt mich nicht in die traurige Nothwendigkeit, von der mir übertragene Gewalt Gebrauch machen zu müssen. Gebt den übrigen verblendeten und verirrten Unterthanen ein gutes Beispiel. Ist dies Euer ernstlicher, freier Wille, so antwortet mit einem lauten Ja.“

Dieses „Ja“ erfolgte einstimmig, aber nicht eben laut, sondern vielmehr ziemlich Heinlaut, denn das Aufgeben ihrer geträumten Hoffnungen mochte den armen Leuten doch etwas schwer werden. Erst 42 Jahre später sollte im Wege der Gesetzgebung die Ablösung der bäuerlichen Lasten erfolgen. Uebrigens hielt die kurfürstliche Regierung selbst streng darauf, daß die Bauern von den Gutsherren nicht über das gesetzliche Maß hinaus bedrückt wurden.

Nun stiegen die Bauern einzeln die eine Treppe zum Altan hinauf, gaben dem Kanzler zur Bekräftigung ihres Versprechens den verlangten Handschlag und gingen dann die andere Treppe wieder hinunter.

Bis dahin war alles gut gegangen. Als aber der Kanzler jetzt verlangte, die Bauern sollten diejenigen nennen, welche sie zur Arbeitseinstellung und zum Widerstand angeführt hätten, weigerten sie sich insgesammt, dies zu thun.

„Nun, wenn Ihr die Rädelsführer nicht namhaft machen wollt, so will ich es selbst thun, damit Ihr seht, daß uns nichts verborgen ist,“ sagte darauf der Kanzler und nannte die Namen von drei Bauern, die sofort verhaftet wurden.

Die Uebrigen, die darüber in die Seele hinein erschrafen, ermahnte er, sie sollten, wenn sie begründete Beschwerden hätten, dieselben gehörigen Ortes anbringen, aber nicht zu straflicher Selbsthilfe schreiten. Die Regierung werde jederzeit darauf achten, daß ihnen kein Unrecht geschehe.

Darauf fragte er die Bauern, ob sie wider ihren Gutsherrn Klage zu führen hätten. Sie verneinten dies einmüthig, beschwerten sich aber vielfach über dessen Pächter. Als sie dabei alle durcheinander sprachen, sagte der Kanzler: „Kinder, laßt alles ordentlich aufsetzen und schickt es mir. Habt aber Geduld, denn auf einmal kann nicht allen geholfen werden!“

Darauf wurden die Bauern mit nochmaliger Ermahnung entlassen, die drei Verhafteten aber auf die Wache gebracht.

Den vor dem Schloßthore lagernden Truppen wurde von den Offizieren der Hergang mitgetheilt, damit sie die fortgehenden Bauern nicht etwa verhöhnerten und belästigten. Die Soldaten zeigten sich sehr erfreut darüber und kamen den Bauern mit ihren vollen Feldflaschen entgegen; der schwere Tag aber schloß in Friede und Freundschaft mit unzähligen Hochrufen auf den Kanzler und den Kommandanten, als diese den Soldaten und Bauern ein paar Tonnen Bier spendeten.

Bereits am 12. September konnte der größte Theil der Truppen zurückgezogen, die Kommission aber am 13. November aufgelöst werden. Von etwa 200 Verhafteten wurden 34 auf ein bis zwei Jahre auf den Königstein geschickt. Diejenigen Bauern aber, welche allen Verführungen und Drohungen zum Troß die Theilnahme an der Arbeitseinstellung verweigert hatten, erhielten besondere Belohnungen.

So endete diese harmlose Parallele zu den weltbewegenden Erschütterungen bei unserem westlichen Nachbar. Ein Geschlecht, das die Lehre aus jener Zeit der fürchterlichen Krämpfe zog, hat geschieden zwischen Gutem und Bösem, zwischen Rechtstem und Unberechtigtem, was in der revolutionären Bewegung des letzten Jahrhundert's lag, es hat auch den Bauern aus der Lommatzcher Pflanze ihr Recht und ihre Freiheit gebracht.

Zum hundertjährigen Todestage Kaiser Josefs II.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Dichterwort „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ findet in vollem Maße auf den unglücklichen Fürsten Anwendung, der nach einer kaum zehnjährigen Regierung voll der höchsten Entwürfe und des edelsten Thatendrangs bitter enttäuscht auf einjame Krankenlager dahinsiechte. Als er nach der langen Herrschaft seiner zielbewußten, kraftvollen Mutter Maria Theresia im besten Mannesalter auf den Thron kam, rühmten begeisterte Vorkämpfer der neuen Zeitrichtung ihn als den Beglückter der Menschheit, als den Erretter seines Volkes aus weltlichem und geistlichem Druide. Dann aber erhoben sich Stimmen, die sein Wirken mit dem Philipps II. von Spanien und Albas verglichen, ihn im Hinblick auf seine Reformen und die Aufhebung der alten Landesverfassung in den österreichischen Niederlanden als den Mörder der in heißen Kämpfen errungenen niederländischen Freiheit brandmarkten. Und ähnlich standen sich die Meinungen der Parteien auch nach seinem Tode gegenüber. In den Zeiten, da Napoleons I. eherne Hand schwer auf dem habsburgischen Kaiserstaate lastete, errichtete man ihm als dem Schirmherrn der GröÙe Oesterreichs ein Denkmal auf dem Josefsplatze in Wien, österreichische Dichter verherrlichten ihn noch in den stürmischen Jahren 1848—1850, als die künstlich zusammengefügte Monarchie in den Fugen trachtete, und selbst in den jüngsten Tagen hat sein Andenken die edelsten Verfechter des Deutschthums in dem Kampfe der Nationalitäten zu muthigem Ausharren und zuversichtlicher Hoffnung gestärkt. Dagegen stehen die nichtdeutschen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates ihm zumeist nicht bloß kühl und zurückhaltend, sondern geradezu feindlich gegenüber, ein Grund mehr für uns Deutsche, seinen Namen in Ehren zu halten.

Wir können das Wirken Josefs II. nur im Zusammenhange mit der Regierung seiner Mutter begreifen, ist es doch in vieler Hinsicht nur die rücksichtslose Fortführung ihres vorsichtig und einsichtsvoll begonnenen Werkes. Die große Fürstin, deren männliche Festigkeit und unbeugsame Zähigkeit schon in ihrer äußeren Erscheinung sich kundgibt, hatte es verstanden, den buntgemischten, vielsprachigen Kaiserstaat zu einer fast einheitlichen Monarchie umzugestalten, wobei ihr das Beispiel ihres großen Gegners Friedrich II. oft den Weg gezeigt hat. Als sie zum Beginn ihrer Regierung im Kampfe mit Frankreich, Preußen und Bayern um

den Bestand ihrer Herrschaft rang, wußte sie durch ihr unverzagtes Auftreten und durch kluge Rücksichtnahme alle Stämme ihres Reiches — auch die Ungarn, welche so oft den Feinden Habsburgs den Weg ins Herz der Monarchie gebahnt hatten — zu ihrem Schutze zu vereinigen und den gefährvollen Streit nur mit dem Verluste einer Provinz zu enden. In dem siebenjährigen Kriege mit Friedrich dem Großen um die Vorherrschaft im Deutschen Reiche standen wiederum die Volksstämme diesseit und jenseit der Donau für sie in Waffen, und als der Hubertusburger Friede geschlossen war, mußte sie die letzten sieben Jahre ihrer Herrschaft, um den Wohlstand und die freie Bewegung ihres Volkes zu heben, die lähmenden Einflüsse im geistigen und kirchlichen Leben zu mindern, ihre Herrschaft nach außen hin zu vergrößern und durch mächtige Bundesgenossen zu sichern. Aber wie sehr auch das Staatswohl sie zu manchen Maßregeln nöthigte, die den Anhängern der alten Zeit schmerzlich ins Fleisch schnitten, so blieb sie aus Ueberzeugung wie aus Berechnung eine treue Förderin der katholischen Interessen. War doch die gemeinsame Religion vor allem das einigende Band des österreichischen Völkergemisches. Nach wie vor war der beste Grund und Boden in den Händen der Kirche, eine Unzahl von Klöstern und Stiften entzog dem Gewerbe, Handel und Ackerbau tüchtige Kräfte, die Steuerbefreiung der Geistlichen machte eine um so stärkere Belastung des Bürger- und Bauernstandes nöthig, die Fronden und andere Zwangsleistungen schmälerten noch die freie Zeit des schwer geplagten Landmannes. Wenig bedeutete die Verminderung der kirchlichen Festtage, die Maria Theresia auf den Rath ihres Ministers Kaunitz verfügte, und selbst die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft am Ende ihrer Regierung, die uns den wohlthätigen Einfluß ihres Sohnes Josef — den Maria Theresia 1765 zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannt hatte — wahrnehmen läßt, brachte zunächst nur geringe praktische Vortheile. Auch die altererbten Vorrechte der Provinzen, die Vielheit des Rechtes, der Verfassungen, die hemmenden Schranken der Binnenzölle, die Fesseln der Erwerbsfreiheit und Eheglichenz, die Unterdrückung der Glaubens- und Pressfreiheit, die Gruel der Folter- und Marterjustiz, der schwerfällige und willkürliche Prozeßgang und so viele andere Uebelstände aus grauer Vorzeit blieben bestehen. Nicht ohne Grund fürchtete die staatskluge Regentin, daß die Wegnahme



Kaiser Josef II.

Nach einem im Verlag von Artaria u. Comp. in Wien erschienenen Kupferstich von Zohn, angeführt nach dem Original-Porträt von Züger.

dieser zum Theil morschen Stützen des Staatsbaues das gesammte, schwankende Gefüge zu Fall bringen könnte.

Bis zum Tode seiner Mutter (29. Nov. 1780) hatte Josef immerhin nur geringen Einfluß auf Regierung und Verwaltung; höchstens das Militärwesen Oesterreichs erfreute sich seiner umgestaltenden, verbessernden Fürsorge. Es fehlte dem Kaiser sogar an einer völlig ausreichenden Vorbildung zum Herrscheramte, denn von verschiedenen Erziehern in ungleichartiger Weise gebildet, auf seinen weiten Reisen durch Europa wohl mannigfaltigen, aber flüchtigen Eindrücken ausgesetzt, konnte er sich nie so umfassende Kenntnisse und Erfahrungen erwerben, wie sie seinem großen Zeitgenossen Friedrich II. als Staatsmann und Philosophen zu Gebote standen. Mit Begeisterung, aber ohne tieferes und selbständiges Eindringen hatte er die Lehren der französischen Aufklärung, ihre Hauptgrundzüge der Glaubens- und Pressfreiheit, der Staatsallmacht in weltlichen und geistlichen Dingen, der Beseitigung aller unnatürlichen Schranken des Adelsbaus, Handels und Verkehrs in sich aufgenommen. Jetzt, nach langem Harren, zum Beherrscher des mächtigen Kaiserstaates geworden, wollte er ohne Zaudern die Gedanken eines Voltaire und Rousseau in die Wirklichkeit übertragen. Das Wohl des gesammten Staates und die einheitliche Verwaltung der bisher durch Eifersüchteleien, Vorurtheile und Verkehrsdranken getrennten Provinzen wurde sein Hauptanliegen. Die Binnenzölle wollte er aufheben, dagegen, entsprechend den damals herrschenden volkswirtschaftlichen Ansichten, Oesterreich durch Grenzzölle vor dem Wettbewerb des Auslandes sichern. Ein für die ganze Monarchie geltendes Justiz- und Verwaltungssystem, eine von oben her gelenkte, sich streng gliedernde und abstuftende Beamtenschaft, das Deutsche als Amtssprache sollten die Vielheit der provinziellen und ständischen Rechte, Gewohnheiten, Behörden und Sprachen verdrängen.

Kein Wunder, daß die in ihren allerbsten Vorrechten Gefränkten erst durch stillen Widerstand, dann durch offene Widersetzlichkeit diesen Einheitsplänen entgegenarbeiteten, daß die Selbstständigkeitsgelüste der Ungarn von dem amtlichen Gebrauche des Lateins nicht lassen, auf den Besitz der Krone des heil. Stephan, welche Josef II. nach Wien bringen ließ, und die Krönung des neuen Herrschers zum König von Ungarn nicht verzichten wollten! Begreiflicher noch, daß die Flamen und Wallonen in Belgien, die sich ohnehin nie als Oesterreicher gefühlt hatten, den Aufbegehren der gekränkten Geistlichen und Edelleute, sowie den Umsturzgedanken radikaler Geister Gehör gaben und die letzten Jahre der Regierung Kaiser Josefs durch offene Empörung und Losreißung von der habsburgischen Monarchie noch mehr erschwerten.

Die Beamtenschaft, seit lange an einen gemächlichen, bequemen Schlendrian gewöhnt und im geheimen den hohen Plänen des Kaisers unzugänglich, konnte den sich überstürzenden Anforderungen des neuen Dienstes nicht folgen, und selbst strenge Strafen und Drohungen mit Amtsentzung waren den mangelnden Fähigkeiten und dem bösen Willen gegenüber machtlos.

Man darf übrigens dem edlen Monarchen nicht den Vorwurf machen, daß er mit einem Male das Bestehende hätte weglegen wollen, vielmehr ging er in seinen Reformen allmählich und schrittweise vor. So führte er die Pressfreiheit zwar im Grundsätze ein, verbot aber alle unzüchtlichen und religionsfeindlichen Schriften, wirkte namentlich der Verbreitung von Flugschriften durch Forderung von Bürgschaftsummen und Stempelabgaben entgegen und suchte auch die Zeitungen, Theaterstücke u. a. in ihrer freien Richtung einzuschränken. Wenn er Schmähschriften gegen seine eigene Person geradezu für straffrei erklärte, so stand ihm das Beispiel Friedrichs II., der solche Pamphlete des bequemen Lesens halber niedriger hängen und öffentlich verkaufen ließ, vor Augen, aber er über sah, daß seine Stellung keine so unbeschränkte feste war wie die seines großen Zeitgenossen. Wie die Pressfreiheit, so sollte auch die Glaubensfreiheit keine unbeschränkte sein. Die katholische Religion blieb die staatlich allein anerkannte, die anderen Konfessionen waren nur geduldet, und kleineren Sekten befahl der Kaiser, in die größeren Religionsgemeinschaften einzutreten. Als er an die Aufhebung der überflüssigen Klöster ging, beschränkte er sich zunächst auf die völlig zwecklosen, weder dem Unterrichte noch der Seelsorge noch der Krankenpflege dienenden Stiftungen, sorgte für Entschädigung der obdachlos gewordenen Mönche, für die nützliche Verwendung des

frei gewordenen Einkommens zur Errichtung von Schulen, Hospitälern, bäuerlichen Niederlassungen.

Die Geistlichkeit sollte, wie der weltliche Beamtensstand, ganz von ihm abhängen, darum verbot er die Bekanntmachung päpstlicher Erlasse ohne kaiserliche Genehmigung, ließ dem heranwachsenden Klerus eine einheitliche, zeitgemäße Bildung in staatlichen Generalseminarien geben und suchte den Zusammenhang der Priester mit Papst und Kurie zu beseitigen oder doch zu lockern. Wie der Volksunterricht, der dem Kaiser ganz besonders am Herzen lag, so sollte auch die Einwirkung auf das Familienleben den Geistlichen thumlichst entzogen werden; daher wurde die Ehe für eine staatliche Einrichtung erklärt und die heutige Civilehe wenigstens vorbereitet, der Gottesdienst, die kirchlichen Feste, Prozessionen u. kamen unter die Oberaufsicht des Staates. In diesem Bestreben, auch Kirche und Klerus in den einheitlichen Staatsgedanken einzufügen, ließ er sich durch den Widerspruch des Papstes und das Widerstreben der hohen Geistlichen nicht irre machen, auch eine Reise des Papstes Pius VI. nach Wien änderte nichts an der Richtung des kaiserlichen Verfahrens. Natürlich fanden diese religiösen Neuerungen den Beifall aller Geistlichen, die von den Gedanken der Aufklärung erfüllt oder durch den Druck der Kurie in ihrer Selbständigkeit gehemmt waren, namentlich die nun besser ausgestattete und unabhängiger gestellte Weltgeistlichkeit jauchzte ihnen zu. In einem Augenblicke offener Hingebung soll sogar Papst Pius geäußert haben, er würde als Herrscher von Oesterreich auch nicht anders handeln. Widerspruch fand Kaiser Josef nur bei denjenigen Geistlichen, deren Einkünfte und Rechte im Staatsinteresse geschmälert werden mußten.

Von gleich eigenmächtigen Beweggründen war der Widerstand geleitet, den die Befreiung der schwergedrückten Bauern, die theilweise Aufhebung der Zunftrechte, die Beseitigung der grausamen Härte der Justiz bei Edelleuten, Bürgern und Beamten fand. Gerade diese wohlthätigsten Neuerungen schnitten zu sehr in das Geldinteresse und die alte Gewohnheit ein, um von den zunächst Geschädigten geduldig ertragen zu werden.

Auch hier trug Kaiser Josef den Verhältnissen Rechnung, soweit sein kaiserliches Ansehen und das Staatswohl keine Nachteile erlitten. Der Widerstand der Ungarn gegen die neuen Justizgesetze und Verwaltungsnormen bestimmte ihn zum Nachhalten und zu einschränkenden Erlassen, selbst die Stephanskrone gab er wieder zurück. Eine gleiche Schonung der belgischen Aufständischen machte ihm der revolutionäre, staatsfeindliche Charakter der in Brüssel und anderen Orten auftretenden Bewegung unmöglich.

Was die letzten Jahre seiner Regierung mit Mißerfolgen und Demüthigungen erfüllte, das war seine unheilvolle äußere Politik.

Nachdem sein Plan, Bayern mit Oesterreichisch-Belgien zu vertauschen und dem habsburgischen Staate in Süddeutschland eine erdrückende Uebermacht zu geben, an Friedrichs II. Widerstande und der diplomatischen Einsprache Rußlands gescheitert war, ging er einer unvorzuziehlichen und nachtheiligen Vertrag mit der russischen Herrscherin, Katharina II., ein, um dem preussischen König seine einzige Bundesgenossin zu entziehen. Der Eroberungssucht der nordischen Macht dienend, nahm er 1788 und 1789 an einem ungerechten, verlustreichen Kriege gegen die Türkei theil, während es im Innern seines Reiches, in Ungarn, gährte und in Belgien eine Niederlage der österreichischen Truppen und offene Lossagung der Untertanen erfolgte und zugleich Preußen und England eine drohende Haltung gegen die Eroberungspläne Josefs einnahmen.

Die Strapazen des türkischen Feldzuges, der Unwille über die in Belgien erlittene Demüthigung und den Widerstand der Ungarn, die ihm Geld und Truppen zur Kriegsführung versagten, warf die ohnehin erschütterte Gesundheit des edlen Fürsten gänzlich zu Boden. In dem Gefühle, daß seine hohen Entwürfe mißlungen seien, sein Leben ein verfehltes gewesen, von seinem Bruder Leopold und seinem Minister Kannig in den letzten Kämpfen mit körperlichen und seelischen Leiden verlassen, starb er in der fünften Morgenstunde des 20. Februars 1790.

Sein Reich hinterließ er an der Ost- und Westgrenze, in Ungarn und Belgien, im Aufruhr und in einem Kriege, der die finanziellen Kräfte des Staates zerrüttete; aber was er für das Wohl seines Volkes gethan hatte, blieb auch unter seinen Nachfolgern bestehen. Ueber seinem Grabe schlugen die Sturmwellen der französischen Revolution zusammen, die mit den gewaltthätigsten Mitteln

das niederriß, was selbst der Macht eines Kaisers unbezwingbaren Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Enttäuschung, welche die Thaten des französischen Jakobinerthums später in ganz Europa hervorriefen, gab den Anhängern der alten Zustände neuen Vorwand, das Andenken des „kirchenfeindlichen“ Herrschers zu schmähnen, während edel denkende Volksfreunde ihn als „Schüler der Menschheit“ verherrlichten. In seinem Volke aber, in den niederen Schichten vor allem, draußen auf dem Land unter den Bauern,

da lebte er fort als der „gute Kaiser Josef“. Ihm liebten diese einfachen Gemüther alle Tugenden einer vollkommenen Obrigkeit und eines warmfühlenden Herrn, und tausend Geschichten hielten sein freundliches Bild in ihrem Herzen lebendig. Sie vergaßen es ihm nicht, daß er einem von ihnen den schweren Pflug aus der Hand genommen und selber durch die harte Scholle geführt hatte.

H. Mahrenbotts.

Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Ihr seid ein Deutscher?“ begann Lehnert das Gespräch mit dem ihm Gegenüberstehenden.

Der, an den die Frage sich richtete, bejahte mit vieler Freundlichkeit und fragte Lehnert dann seinerseits, woran er ihn erkannt habe.

„Nichts leichter als das,“ sagte Lehnert. „Du hast das deutscheste Gesicht, das ich all mein Lebtag gesehen habe. Lache nur! Und siehst dabei so klar aus und so gut. Du gefällst mir.“

„Du nennst mich Du?“

„Und Du mich auch,“ fuhr Lehnert fort, „was mir nur beweist, daß ich recht habe. Du bist nicht bloß ein Deutscher, Du bist auch ein Mennonit. Und die Mennoniten nennen sich, glaub' ich, Du, ganz so wie die Quäker.“

„Daß ich nicht wüßte. Jedenfalls nicht immer.“

„Aber doch oft. Und wenn sie Tobias Hornbostel heißen, dann ganz gewiß. Nicht wahr?“

„Ja, dann gewiß,“ antwortete Tobias und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich sehe, Du hast gute Augen und hast Namen und Ort auf dem Messingschilder gelesen. Und aus Rogat-Ehre hast Du den Schluß gezogen, daß ich ein Mennonit sein müßte.“

„Freilich. Aber Du träiffst es nur halb. Schon Dein Name Hornbostel hätte mir alles gesagt, auch wenn ich den Ortsnamen Rogat-Ehre gar nicht gelesen hätte. Vor sechs Jahren, als ich eben herübergekommen, war ich in Dakota, wo sie damals die Schwellen und Schienen für die Nord-Pazific-Bahn legten, und in einem Dorfe, das uns wegen seiner Tief Lage viel zu schaffen machte — wenn ich nicht irre, nannten sie's Dirschau —, in eben diesem Dorfe waren Mennoniten, und der Oberste der Gemeinde hieß Hornbostel, Obadja Hornbostel, mir noch deutlich in Erinnerung, weil wir, verzeih', über den Namen oft scherzten. Und ich weiß auch, daß die Rede davon war, in Obadja Hornbostels Farm einzutreten, wo's uns jedenfalls besser ergangen wär', als in unserer feibrigen Sumpfluch. Aber ich hatte damals noch die Sehnsucht nach den Diggings hin, weil ich ein Karr war und reich werden wollte. Sonst hätt' ich's wahrhaftig auf der Stelle versucht. . . Obadja Hornbostel, ein hübscher, aber etwas sonderbarer Name.“

„Das war mein Vater.“

Lehnert erschrak fast. „Aber das war ja doch in Dakota, neunhundert englische Meilen von hier.“

„Und ist doch so, wie ich sage. Wir waren erst in Dakota, da bin ich auch geboren, und meine Schwester Ruth auch. Und unsere Mutter ist da begraben. Und wir dachten auch in Dakota zu bleiben. Als aber ein Streit mit der Behörde kam und die klugen Herren, die man uns nach Dakota schickte, so thaten, als ob wir Mormonen seien, oder doch nicht viel anders, da machte der Vater kurzen Prozeß und zog aus wie Abraham, und die ganze Kolonie mit ihm, und diesen Herbst werden es fünf Jahre, daß wir hier sind und eine neue Heimath haben, in der man uns, bis jetzt wenigstens, nicht gestört hat. Erst sollt' es wieder Dirschau heißen, so wenigstens wollt' es der Vater, aber schließlich gab er es auf und nannt' es wie die Gemeinde wollte. Und so wohnen wir denn in Rogat-Ehre.“

Lehnert sah nachsinnend in die Landschaft hinaus. Erst nach einer Weile nahm er das Gespräch wieder auf und sagte: „Glaubst Du, daß Dein Vater mich brauchen kann?“

Tobias schwieg.

„Du schweigst. Und ich sehe daraus, Ihr seid sehr wählerisch geworden seit Dakota.“

„Nein. Das nicht. Ich überlege nur, wie's wohl ginge.“

„Das soll Euch keine Sorge machen. Ich habe von Kind auf Schwielen an meinen Händen gehabt und wenn ich sie hatte, war mir immer am wohlsten. Ich will Deinem Vater in der Wirthschaft helfen, pflügen und graben, wenn es sein muß, und das Vieh austreiben. Ich weiß mit Art und Säge Bescheid und kann Uhren reparieren und Dach decken, mit Schindel und mit Stroh, und einen Stollen in den Berg schlagen. Und ich kann auch die Schreiberei besorgen und werde mich überhaupt schon nützlich machen.“

Toby nickte. Als aber Lehnert gleich danach in Erfahrung brachte, daß man in weniger als einer halben Stunde schon auf Station Darlington eintreffen werde, ließ er das Thema, das er vorläufig als erledigt ansah, fallen und sprach statt dessen von Utah und den Heiligen am Salzsee und zuletzt auch von Kalifornien.

„Kennst Du Kalifornien?“ fragte Toby.

„Nur zu gut! Was ich in vier Jahren in den Diggings erworben, bin ich in vier Monaten in San Francisco wieder los geworden. Aber es ist gut so. Ich habe nie am Gelde geangelt und will nur frei sein. Ist Dein Vater streng? Ein großer Befehlshaber?“

„Er befehlt nie. Er sagt nur: „Ich denke, wir machen das so.““

Lehnert lachte: „O, das kenn' ich, das ist die fromme Form, aber es läuft auf dasselbe hinaus. Uebrigens ist's mir gleich. Wo Verstand befehlt, ist der Gehorsam leicht. Bloß der Befehl rein als Befehl, bloß hart und grausam, da kann ich nicht mit, das kann ich nicht aushalten.“

Toby sah ihn groß an. „Das ist recht, was Du da sagst. So denk' ich auch und so denken wir alle. Und wenn Du so bist, da bin ich auch sicher, Du wirst dem Vater gefallen. Er hat es gern, wenn man frei spricht und eine Meinung hat. Aber eine Form muß es haben, darauf hält er.“

Unter diesem Gespräche hatte man Darlington erreicht, und beide stiegen aus. Ein kleines Ponygefahr war schon vorher bis dicht an das Stationsgebäude herangefahren und ein junges Mädchen von kaum sechzehn Jahren hielt die Zügel in Händen. „Grüß Dich Gott, Ruth!“ rief Tobias schon von weitem. Ein listig dreinschauender junger Cherokee, der den Dienst auf der Station hatte, stand neben dem Gefährt und wartete. Diesem warf das junge Mädchen mit großer Geschicklichkeit die Zügel zu, sprang vom Wagen und war im nächsten Augenblick in herzlichem Gespräch mit ihrem Bruder. Dies Gespräch aber drehte sich um Lehnert und ob man ihn nicht sofort nach Rogat-Ehre mit hinausnehmen sollte, was die Schwester von ihrem Bruder Toby zu fordern schien. Und in der That trat dieser noch einmal an Lehnert heran und sprach in dem Sinne, wie's Ruth gewollt hatte. Lehnert aber wollte, daß Toby erst bei seinem Vater anfrage, und so lehnte er es ab, sofort mitzugehen. Er werde die Nacht im Stationshause zubringen und am anderen Morgen auf die Farm hinauskommen. So sei's am besten und Toby solle nur vorher schon für ihn sprechen und nichts von dem vergessen, was er ihm gesagt habe.

Damit trennte man sich, und eine Minute später rollte das Ponygefahr wieder in die Landschaft hinein. Toby fuhr jetzt, während Ruth den Arm um des Bruders Schulter gelegt hatte. Der blaue Schleier flog und an einer Biegung des Weges sahen sich beide noch einmal um und grüßten.

„Unschuld . . .“ sagte Lehnert. „Wer Dich hat, hat das Glück.“

15.

Am andern Morgen war Lehnert früh auf. Die Luft war frisch und steigerte das Wohlgefühl, das ihm ein guter und auskömmlicher Schlaf gegeben hatte; trotzdem aber war seine Zuversicht dahin und einem starken Zweifel gewichen, dem Zweifel, ob er, trotz seiner Unterredung mit Tobias, den Schritt auch thun und sich in Rogat-Ehre melden sollte. Wie war sein Leben verlaufen? Unter Abenteuer und Gewaltthätigkeit und unter Auflehnung gegen Ordnung und Gesetz. Und er wollte sich bei den Mennoniten verdingen? Ja, wer waren denn die Mennoniten? Damals, als er noch in Dakota lag und abends beim Wein immer nur ein Wiheln über die Mennoniten hörte, die für reich galten und weiter nichts, da hätt' es vielleicht gepaßt, weil er's nicht besser wußte. Jetzt aber wußte er, daß es fromme Leute seien, fleißig und wahrheitsliebend und Feinde von Eid und Krieg. Und in solche Friedensstätte wollt' er einbrechen? Das durst' er nicht; er gehörte nicht dahin, er war eine Störung, und wenn er keine Störung war und den Frieden der Friedfertigen nicht trübte, war er seinerseits der Mann, den Frieden, den er da vorfand, auch nur tragen zu können? Sag es nicht so, daß der Krieg sein einzig Stück glücklich Leben gewesen war? Und was verwarf der Mennonit mehr als den Krieg?

So sinnend, sah er auf das Bahngelände, das auf kaum zehn Schritt Entfernung hart an ihm vorüber nach Norden führte. War es nicht besser, diesem eisern vorgeschriebenen Wege, wie er's ursprünglich gewollt hatte, zu folgen?

Er überlegte noch, als er schräg neben der Bahn ein zierliches kleines Fuhrwerk über die Felder kommen sah, und ein zweiter rascher Blick war ausreichend, ihn erkennen zu lassen, wer die Herankommenden seien. Es waren die Geschwister, die gestern auf demselben Feldwege die Heimfahrt nach Rogat-Ehre gemacht hatten, und Ruths Schleier, der auch heute wieder wehte, nahm ihm den letzten Zweifel. Und mit diesem Zweifel fielen auch alle die Bedenken, die seit Stunden auf ihm gelastet hatten, wieder von ihm ab und es stand wieder fest in seiner Seele, daß er's bei den Mennoniten versuchen müsse. Freudig erhob er sich und ging rasch auf den kleinen Wagen zu, der, eben die Schienen kreuzend, mit geschickter Biegung auf den Hof des Stationsgebäudes fuhr. Derselbe junge Chereke, der schon gestern bei Lehnerts Anknüpf bereit gestanden hatte, sprang auch heute wieder dienstfertig hinzu, Tobias aber gab statt seiner der Schwester die Zügel in die Hand, sprang dann ab und begrüßte sich mit Lehnert. „Alles in Ordnung!“ sagte er. „Ich habe mit dem Vater gesprochen und es ist nun an Dir, in unsere Farm einzutreten und sein Hausweier zu werden. Ob erster oder zweiter, wird sich zeigen. Er ist froh, einen Deutschen mehr in seinem Hause zu haben. Er sagte, die Deutschen seien die besten, auch wenn sie, verzeih', nichts taugen. Und nun erlaube mir, nachzufolen, was ich gestern veräumt habe, Dir meine Schwester Ruth vorzustellen; steig' auf und setz Dich neben sie. Oder noch besser, wir setzen uns zwei beide auf den Rücksitz und Ruth futschert. Sie fährt nämlich wie ein Fahrer, ein Wort, das ich einem Landsmann von Dir verdanke.“

Während Toby noch weiter plauderte, lenkte das Wägelchen in den Feldweg ein, und die Bahn in immer weiter werdendem Abstände neben sich, ging es zwischen den Maisfeldern hin, deren hoher Stand den Wagen sammt seinen Ponies überragte. Schließlich war man aus den Maisfeldern heraus und gelber Raps lag vor ihnen, dessen Duft der Wind ihnen zutrug. Und dazu klangen die Glöckchen, wenn die Shettländer ihre langen Mähnen schlügen, um sich der Bremien zu erwehren. Lehnert aber sog das alles begierig ein, und es war ihm, als flög er und als wären es alte Zeiten und als thäten sich Heimath und Glück noch einmal vor ihm auf.

„Ist das alles Euer?“ frug er und wies auf die Fruchtfelder links und rechts.

„Ja,“ sagte Toby, „das heißt, es ist alles Mennonitenland, alles Rogat-Ehre. Was aber dem Vater persönlich gehört, unsere Farm, das liegt nach der anderen Seite zu, das sollst Du morgen sehen, da steht es noch besser und der Alee geht bis über die Wagenräder. Du mußt nämlich wissen, der Vater ist ein großer Farmer und Landmann und liest alle Zeitungen und Zeitschriften, und was die Gelehrten anrathen, das schafft er an und scheut kein Geld. Nicht wahr, Ruth?“

Ruth nickte langsam und gravitatisch, ohne sich nach ihnen

umzusehen, und Lehnert sah aus der halb komischen Art, in der diese Zustimmung erfolgte, daß Ubadja zu den Neuerungschwärmern gehören müsse. Ueberhaupt konnt' er wahrnehmen, daß das Gemisch von Offenheit und Heiterkeit, das ihn schon an dem Bruder so angezogen hatte, bei der Schwester noch stärker vertreten war. Von Ernst und Schwerfälligkeit keine Spur; ihr Frohsinn war von jener entzückenden Art, wie die kindlich Gläubigen ihn so oft haben, die nicht anders wissen, als daß Gottes gütige Vaterhand sie jeden Augenblick hält und trägt und schützt, — ein beseligendes Gefühl immer abwesender Gefahr.

Eine kleine Pause war eingetreten, und Toby, dem daran lag, das so glücklich eingefädelt Gespräch auch fortgesetzt zu sehen, nahm es an alter Stelle wieder auf und sagte: „Ja, kein Geld und keine Müß'. Nichts scheut er. Und das alles bei seinen hohen Jahren.“

„Ist er denn schon so alt?“ fragte Lehnert. „Ihr seid ja doch beide noch so jung.“

„Dreundsiebzig,“ lachte Ruth.

„Da muß er sehr spät geheirathet haben.“

Jetzt verdoppelte sich das Lachen. Aber Toby, der wohl fühlte, daß das Lachen Lehnert verlegen machen müsse, gab nun Aufklärung und erzählte, daß der Vater dreimal verheirathet gewesen sei, so daß sie viele Halbgeschwister hätten. Die Kinder der ersten Ehe seien nach Preußen, nach Danzig und Dirschau, zurückgegangen, die der zweiten lebten in Dakota, und sie beide seien die jüngsten. Ihr ältester Halbbruder sei schon über vierzig Jahre alt und voriges Jahr zum Besuch in Rogat-Ehre gewesen.

In diesem Augenblicke stieg der Boden ein wenig an, und als man oben war, wurde in kleiner Entfernung eine blinkende, langgestreckte, nur hier und da von hohen Pappeln überragte Häuserreihe sichtbar auf die Ruth jetzt mit der Weitsichtspitze hindeutete.

„Das ist Rogat-Ehre. Siehst Du's? In einer Viertelstunde sind wir da. Das letzte Gehöft da, zwischen den zwei Pappeln, das ist unser Haus. Und dann kannst Du sehen, wie wir leben. Es wird Dir schon gefallen. Du siehst so recht aus, als ob Du glücklich und zufrieden sein könntest. Aber ich spreche so, wie wenn wir Dich schon hätten. Und wir haben Dich doch noch lange nicht. Ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen ... Toby, warum hast Du mir keinen Namen nicht genannt?“

Toby lachte. „Weil ich ihn selber noch nicht weiß. Und der Vater hat auch gar nicht danach gefragt. Aber nun wird es freilich Zeit damit, wenn wir nicht mit einem Namenlosen in Rogat-Ehre einfahren wollen.“

„Ich heiße Lehnert Menz.“

„Ein hübscher Name,“ sagte Toby.

Ruth nickte zustimmend. Aber gleich danach schien sie wieder wie wandelnd und schwankend zu werden und setzte hinzu: „Ja, hübsch. Aber was ist Lehnert? Ist es ein Kalendername?“

„Freilich ist er das. Und Du solltest ihn kennen. Lehnert ist Lienhardt. Lienhardt und Gertrud' wirst Du doch noch nicht ganz vergessen haben.“

„Nein, gewiß nicht. Es war die schönste Geschichte, die wir als Kinder gelesen haben. Und der Vater kam oft dazu, wenn die Mutter sie vorlas, und wenn Lienhardt und Lehnert ein und dasselbe sind, dann gefällst Du mir noch besser. Und wenn Du so bist wie Lienhardt, denn ich weiß noch, daß er gut war, da wollen wir gute Freunde werden.“

16.

Als Ruth noch sprach, fuhr man über einen Brückenbogen und lenkte jenseit desselben in einen breiten, mit jungen Akazien besetzten Weg ein, zu dessen einer Seite ein von den Bergen kommender Bach schäumte, während sich an der anderen Seite die Gehöfte der Mennonitenkolonie hinzogen. Man war in Rogat-Ehre. So viel Lehnert während der Fahrt durch die lange Dorfstraße wahrnehmen konnte, waren die Gehöfte von ziemlich gleichem Aussehen und bestanden aus einem einstöckigen Fachwerkwohnhaus, das mit breiter Front auf die Straße blickte, während die großen Stallgebäude quer standen und mit ihren Wiegeln auf die Straße sahen. Einige hatten vor ihrer Thür eine mit Weisblatt und Pfeifenkraut umponnene Gitterlaube, von der aus vier oder fünf Steintrufen zunächst auf den Akazienweg und dann bis zum Bach hinabführten, allen Häusern gemeinsam aber war ein von einem Staketenzaun eingefasster Vorgarten, in dem zwischen Tagus- und



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Kaiserin Maria Theresia.
Nach einem Gemälde von W. Camphausen.

Buchsbaumrabatten einige wenige Georginen, meist aber Malven und Sonnenblumen standen, ganz als ob es Gärten aus der Rogat- und Weichselniederung wären.

Lehnert ging das Herz auf beim Anblick der einfachen Anlagen, die den aus Deutschland mitgebrachten Gartentypus mit so viel Vorliebe pflegten, und wandte sich eben, um eine große Glasvase und ein bemaltes Wienhaus noch einmal flüchtig zu mustern, als das Postgefährt auf einen ansteigenden und fast eine Rampe bildenden Kiesweg hinaufstiegt und nun vor dem Schwellstein eines nüchtern wirkenden, weitsichtigen Hauses hielt, das zum Unterschiede von den anderen ohne Stafettenzaun und Vorgarten war und durch seine Stille, die hohen Fenster und ein paar gothische Holzverzierungen an ein halb kirchliches Gebäude gemahnte.

„Hier sind wir,“ sagte Toby, nahm seiner Schwester die Hügel aus der Hand und wartete, bis ein Knecht (auch hier ein junger Cherokee) vom Hof her erschien, dem er das Gespann übergeben konnte. Dann traten alle drei in ein bis hoch hinauf mit Holz verkleidetes Treppenhaus, das durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Als man bis an die geradlinig aufsteigende Treppe gekommen war, gab Ruth dem Lehnert zum Abschiede die Hand, wandte sich aber auf der dritten Stufe noch einmal und sagte: „Die Hauptsache nicht zu vergessen, Gott segne Deinen Aus- und Eingang.“ Und nun erst eilte sie rasch ihrer im Oberstok gelegenen Wohnung zu. Toby mußte lächeln, als er sah, wie Lehnert der Erscheinung nachblickte. Dann nahm er seinerseits Lehnerts Arm und sagte: „Nun komm, daß ich Dich zu dem Vater führe!“

Das einen großen Flur bildende Treppenhaus hatte zu beiden Seiten Bänke, sonst war es ein leerer Raum, der, mit Ausnahme des Frontportals, nichts als drei Thüren zeigte, von denen eine kleinere nach dem Hof hinaus ging, während zwei hohe Doppeltüren in die neben dem Treppenhaus gelegenen Haupträumlichkeiten führten. Beide Doppeltüren standen in diesem Augenblick offen und gestatteten einen Blick nach rechts hin in einen Vestibül, nach links hin in eine hochgewölbte Halle. Diese Halle — von mächtiger Wirkung, trotzdem sie von kleineren Verhältnissen als der Vestibül war — mußte von jedem, der in Obadjas Wohn- und Arbeitszimmer wollte, durchschritten werden. Auch hier übrigens, in dieser geräumigen Halle, gab sich, ganz so wie draußen im Flur, alles aufs Einfachste; nur ein schwerer Eichenstisch, um den einige Stühle standen, zog sich durch den nahezu schmucklosen und nur mit einem Geweihkronleuchter ausgestatteten Fest- und Speiseraum, dem ein großer, an der einen Schmalseite befindlicher Silber- und Geschirrschrank zugleich als Anrichtentisch diente. Des weiteren aber lief, quer durch den Raum hin, eine Matte von Kokosfasern auf eine kleine Thür zu, deren gobelinartigen Vorhang Toby jetzt zurückschlug. Und nun ließ er Lehnert vorgehen und folgte.

Wenn das Treppenhaus schattig und die Halle beinahe dunkel gewesen war, so war hier alles hell, denn ein breiter Lichtstreifen fiel durch ein Siebelfenster von beträchtlicher Höhe; neben dem Fenster aber und von seinem Lichte halb umschienen, sah Obadja bei der Korrespondenz, die, sorglich von ihm unterhalten, nach den verschiedensten Theilen der Union, besonders aber nach Kansas und Dakota ging. Als er hörte, daß jemand eingetreten war, wandt er sich, indem er den Stuhl drehte, der Thür zu, blieb aber sitzen.

„Vieher Vater,“ sagte Toby, „hier bring' ich Dir Mister Lehnert Menz.“

„Lehnert Menz?“ wiederholte ruhig und freundlich der Alte. „Hab' ich recht verstanden?“

„Zu Befehl!“ sagte Lehnert.

Obadja lächelte, weil er sich aus lang zurückliegenden Zeiten her dieser militärischen Form der Bejahung erinnerte. „Nun, Mister Lehnert,“ fuhr er fort, „Ihr wollt es also mit uns versuchen? Toby hat mir davon erzählt. Und hat mir auch erzählt, daß sich unsere Wege vor Jahren schon einmal gekrenzt haben. Nehmt einen Stuhl, bitt' ich, und rückt hier heran und seht Euch ins Licht, daß ich Euch besser sehen kann. Es geht noch mit allem sonst, des Barmherzigen Gnade sei dafür gepriesen, aber mit dem Sehen will es nicht recht mehr. Und ich sehe doch jedem gern ins Auge. Das Auge sagt noch mehr als die Stimme.“

Lehnert that, wie ihm geheißen, und erwartete nun, daß ein Fragen und Katechisieren beginnen werde, ja mehr, es lag ihm daran, es war geradezu sein Wunsch. All die Zeit über hatte seine That auf seiner Seele gelastet, und er sehnte sich danach, alles herunter zu beichten und in dieser Weichte Trost und Erleichterung

zu finden. Aber von dieser Erwartung erfüllte sich nichts und wenn ihm auch nicht entging, daß Obadja, wie zufällig, seine Hand nahm und ihn dann von der Seite her ansah, so konnt' ihm doch noch weniger entgehen, daß jede unmittelbare Frage nach Leben und Vergangenheit mit Absicht vermieden wurde.

„Ich höre von meinem Sohne Toby,“ nahm Obadja nach einer Weile wieder das Wort, „daß Ihr ein Preuße seid, also, meiner Geburt nach, ein Landsmann von mir und jedenfalls ein Landsmann meiner zwei ältesten Söhne, die diesem neuen Lande wieder den Rücken gelehrt haben und lieber drüben sind als hier. Und vielleicht haben sie recht gethan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert und die Gewaltherrschaft der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllen uns, so sehr ich die Freiheit liebe, mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo feste Gewalten bestehen. Ordnung und Arbeit, worauf es ankommt, die sind in dem Lande drüben, drin wir beide geboren wurden, recht eigentlich zu Haus, und um dieser Tugenden und vor allem auch um der Nüchternheit willen sind mir die Preußen die liebsten und sind mir die nützlichsten Mitarbeiter an meinem Werk.“

Hier unterbrach sich Obadja, wie sich Prediger in ihrer Predigt unterbrechen, um nach einiger Zeit einen neuen Anlauf zu nehmen, und Lehnert schwieg, weil er fühlte, daß jetzt ein Uebergang kommen müsse. Und der kam denn auch wirklich.

„Die nützlichsten Mitarbeiter,“ wiederholte Obadja. „Und das gilt auch von dem guten Mister Kaulbars, der jetzt meiner gesammten Wirthschaft als ein Verwalter und Hausmeier vorsteht. Er ist ein ehrlicher Mann, ohne Lug und Trug, ein treuer Arbeiter und prompt in der Erfüllung seiner Pflichten und hat, was ihn meinem Herzen am nächsten stellt, die rechte Freund- und Lust an dem Segen Gottes als solchem, und eine Ernte zu Grunde gehen zu sehen, das wurmt ihn und quält ihn, auch wenn jeder Halm versichert ist. Es ist ihm nicht um den Gewinn bloß, es ist ihm um den Segen, den er nicht missen will. Ja, so ist dieser Mister Kaulbars, den ich, so lang ich noch in der Arbeit steh', in Ehren zu halten gedenke. Aber Euer Landsmann ist ein Eigensinn und ein Besserwisser, der sich dem neuen Lande, drin er nun lebt, nicht anbequemen und alles nach der Weise seiner alten Heimath anordnen und regeln will. Er geborcht wohl, weil er im Gehoriam erzogen ist, aber es ist ein todter Gehoriam, und ein todter Gehoriam ist unfruchtbar, nicht bloß in Herz und Seele, sondern auch auf dem Arbeitsfelde draußen, und so schädigt er mich, ohne es zu wollen, und mindert mein Gut. Dem will ich abhelfen, da will ich Wandel schaffen, und dessen verich' ich mich von Euch. Ich hab' in Eurem Auge gelesen und ich kenne Euch nun: Ihr habt einen Ehrgeiz und es lastet was auf Eurer Seele, das hat Euch bis diese Stunde durch die Welt getrieben und ich sehe das Zeichen auf Eurer Stirn. Aber ich weiß auch, daß Ihr ein tapferes Herz habt und einen Edel Sinn, der sich nicht verleugnet, wo Liebe ihn pflegt. Und diese Liebe soll Euch werden. Getröstet Euch dessen. Meiner, der unter dieses Dach getreten, ist ungetröstet von dannen gegangen. Im Namen dessen, der die Liebe war, ruf' ich Euch zu: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Lehnert Menz, Deine Last soll von Dir genommen werden. Ich segne Dich . . .“

Und Lehnert fühlte, während er den Kopf neigte, wie die Hand Obadjas seinen Scheitel berührte.

Nebenan, in der großen Halle, war inzwischen für Lehnert ein Frühstück aufgestellt worden, und zwar durch Frau Rosalie Kaulbars in Person, die nicht nur alles Nöthige selbst herzubringen, sondern dem angerichteten Frühstückstisch auch noch eine der preussisch-heimischen Art entsprechende Ausschmückung gegeben hatte. So kam es, daß sich, um gleich die Hauptsache zu nennen, um die Kufe mit saurer Milch ein blühender Lindenzweig legte. Eier in der Schale sammt Schinken vervollständigten das einfache Mahl, dem Frau Kaulbars anfänglich, einigermassen aus der Rolle fallend, auch noch eine halbe Wassermelone beigegeben hatte, bis der zufällig anwesende Mister Kaulbars gegen solche Zusammenstellung Verwahrung eingelegt hatte. „Was denkst Du denn eigentlich, Rose? Soll er hier gleich mit Kullern und Schneiden anfangen?“

Als Lehnert aus Obadjas Zimmer trat, hatte sich das Ehe-

paar, um nicht neugierig zu scheinen, aus der Halle in die Wirthschaftsräume des abgetrennt stehenden Auergebäudes zurückgezogen. Statt ihrer waren Ruth und Toby da, mit ihnen Uncas, ein wundervoller, schwarz- und weißgefleckter Renfunderländer, der seine Herrin Ruth auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte.

„Stören wir Dich, wenn wir uns zu Dir setzen?“ fragte Toby, indem er Lehnert an die Schmalseite des Tisches führte, wo gedekt war.

Lehnert suchte nach einer Antwort, aber er fand sie nicht. Das war mehr Liebe, als er sich in seinem ganzen dreißigjährigen Leben zusammenrechnen konnte. Er legte die Hand auf die Stuhllehne, die ein Kleeblatt eingeschnitten war, und faltete die Hände zum ersten Male seit vielen Jahren.

Die Geschwister schwiegen und sahen ihm bewegt zu. Als sie aber wahrnahmen, daß er sich wieder gesammelt hatte, sagte Toby: „Nun also, Lehnert, wir bleiben und leisten Dir Gesellschaft. Sieh nur, Uncas schließt auch Freundschaft mit Dir. Nicht wahr, Ruth, das bedeutet was? Er hält nicht gleich zu jedem.“

Lehnert nahm von der Milch und brach dann, um sie sich vorzustrecken, einige Blüthen von dem Lindenzweig ab, und Ruth sah wohl, daß ihn dieser Zweig ganz besonders erfreut hatte.

„Das dankst Du dem Mister Kaulbars und seiner Frau,“ sagte Ruth. „Die sagten, das sei so Sitte drüben. Und da habe ich den Zweig gepflückt und um die Milchkupe gelegt, aber die Wahrheit zu gestehen, mit halber Freude. Denn die Kaulbars, besonders er, wollen alles preußisch machen, und wenn ich denke, daß Du auch ein Landsmann von ihnen bist, so beschleicht mich eine kleine Furcht, daß wir hier eine preußische Kolonie werden.“

„Das hat gute Wege,“ lachte Lehnert, „ich habe das Alte drüben gelassen.“

Sie plauderten noch ein Stückchen weiter über die Anhänglichkeit an die alte Heimath, die jeden bewußt oder unbewußt dahin leite, auch in der Fremde nach den vertrauten Formen und Gebräuchen der Heimath zu streben.

Als Lehnert mittlerweile sein Mahl beendet hatte, wandte

sich Ruth an den Bruder und sagte: „Nun aber ist es Zeit, Toby, daß wir Mister Lehnert auf sein Zimmer führen.“

Alle drei stiegen treppauf, wobei Toby führte.

Der Oberstock war von ganz anderer Einrichtung, als das im wesentlichen nur aus Treppenhaus, Vorsaal und Halle bestehende Erdgeschloß, und wenn dieses letztere, mit Ausnahme von Obadjas Wohnzimmer, lediglich kirchlichen oder gelegentlich gesellschaftlichen Zwecken diente, so gehörte das, was eine Treppe hoch lag, dem häuslichen Leben, der Gemüthlichkeit, der Familie. Beide Hälften des Oberstockes, zwischen denen ein großer quadratischer Flur lag, waren durch einen schmalen Mittelgang wieder in eine Reihe Vorder- und Hinterzimmer getheilt, von denen alle linksseitigen von Ruth, Toby und ihrer alten polnischen Dienerin Maruschka bewohnt wurden, während alles an der entgegengesetzten Seite Gelegenheiten die Gast- und Fremdenzimmer umschloß. Eines derselben war für Lehnert bestimmt worden und lag dem Zimmer gegenüber, das von Monsieur l'Hermitte bewohnt wurde.

Als man oben war, ging Ruth, sich verabschiedend, nach links hin den Gang hinunter, während Toby Lehnerts Hand nahm und ihn nach der anderen Seite hin auf einen in Dämmerlicht liegenden Korridor zuführte. Nur am Ende desselben war ein Lichtschein. Dieser kam aus Monsieur l'Hermites Zimmer, das meist offen stand und dem Korridor nicht bloß einiges von seiner Helle, sondern, nicht eben zur Freude der anderen Hausbewohner, auch viel von dem „Korporal“ mittheilte, der beständig darin geraucht wurde. Lehnert warf, als er bis heran war, einen Blick in das Zimmer hinein und sah einen hageren Mann von Mitte der fünfziger, mit Zwickelbart und Käppi, der, an einem Schraubstock beschäftigt, eben in scharfem Profile sichtbar wurde. Auch l'Hermitte sah von der Arbeit auf und schob das Käppi nach hinten, was einen Gruß bedeuten, aber auch bloße Neugier sein konnte. Weiter darüber nachzudenken, verbot sich, denn Toby hatte die gerade gegenübergelegene Thür geöffnet und trat ein, während Lehnert folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Deutschlands merkwürdige Bäume. Die Kadixler Linde. (Zu dem Bilde S. 117.) Etwas anderthalb Stunden unterhalb Dresdens liegt auf dem rechten Ufer das schmude Dorf Kadix. Es ist alter Kulturboden, auf dem es steht; noch heute zeigt sich der slavische Ursprung in dem Aeußeren der Ortschaft, die Häuser stehen der breiten Hauptgasse die Giebel zu, die theilweise frumme Sprünge aufweisen, und viele Eingangsthüren prangen in buntem Farbenschmuck. Ungefähr in der Mitte des Dorfes liegt die hübsche Kirche; zwischen ihr und dem Pfarrhause, mitten unter grünbewachsenen und feingeknickten Grabstätten aber erhebt sich die weitherrliche Kadixler Linde.

Der Stammswerthe Baumstumpf hat 11 Meter Stammumfang; das Innere des Stammes ist völlig hohl und deshalb sind seit lange Stützen notwendig geworden. An der einen Seite ist die Linde herausgebrochen; die Stütze war morisch geworden, die Linde konnte den starken Wind nicht mehr tragen und wurde mit diesem fortgerissen. Besonders merkwürdig ist nun, daß sich innen ringsum die Linde neu gebildet hat. An der Bruchstelle hat man vor 15 Jahren ein Gitter angebracht, um den Eintritt in die Höhlung des Stammes zu verhindern. Denn die Dorfbewohner, insbesondere die respektlose Jugend, benutzten den hohlen Raum zu allerhand Unthat. Neuerdings ist noch ein Schloß vorgelegt worden, zu welchem man den Schlüssel in der angrenzenden Pfarrei erhalten kann. Doch bedarf es dessen nicht, da man die Höhlung, welche Platz genug für Tisch und Stühle bietet, von außen bequem überblicken kann.

Das Alter des ehrwürdigen Baumes wird auf 1000 Jahre angegeben; leider fehlt aber jeder historische Anhaltspunkt, und eine Berechnung nach Jahresringen ist bei der jetzigen Stammruine völlig ausgeschlossen. Jedenfalls hat der Baum in der Geschichte des Dries eine große Rolle gespielt und von jeher die Bedeutung einer gewissen Stätte gehabt. Hierzu stimmt die Anlage der Kirche unmittelbar daneben. Bekanntlich stand in jedem Dorf in Sachsen, schon lange vor Karl dem Großen, eine heilige Linde und vor derselben war das „Weichbild“ (Weichbild, d. h. das Trisbild oder Triszeichen) aufgestellt. Die Linde mitten im Dorf bezeichnete den Platz, wo man sich abends versammelte und Angelegenheiten der Gemeinde besprach, hier fanden sich die jungen Leute an den Festtagen zum Tanz. Wie man erzählt, soll die Kadixler Linde auch als Kranz für klatschbüchige Weiber und ähnliche Mißthäter gedient haben. In der That findet sich in geringer Höhe über dem Erdboden am Stamm ein eingewachsenes Stück Eisen, das als Rest des Halsreihens bezeichnet wird. Die hübsigen Frauen saßen, den Hals in Eisen, an den Stamm geklebt, während die Kirchenbesucher an ihnen zum Gottesdienst vorübergingen. Doch ist darüber etwas Unerkundliches nicht erhalten und wir können uns nur mit dem Wunsche trösten, daß es sich wirklich so verhalten haben möge!

Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Keine der afrikanischen Expeditionen der Neuzeit wurde von der gesammten Welt mit so großem Antheil verfolgt wie die Expedition Stanleys zur Befreiung

Emin Paschas. Lange Zeit hindurch war das Schicksal beider Helden dieses Dramas ungewiß und die Welt in Europa und Amerika wurde lebhaft durch „afrikanische Gerüchte“ benarubigt, welche bald Stanley todt sagten, bald ihn und Emin in der Gefangenschaft der Mahdisten schwanden ließen. Da kamen die ersten Briefe von Stanley an und mit wachsender Spannung konnte man den Gang der Ereignisse bis zur glücklichen Ankunft an der Ostküste verfolgen. Stanley und seine Offiziere haben in Afrika fleißig geschrieben, die Sammlung der Briefe ergibt ein kleines Buch von 8 Druckbogen. Der Inhalt dieser Briefe ist in den Tageszeitungen wiedergegeben worden, aber die Wiedergabe selbst erstreckte sich naturgemäß auf so lange Zeiträume und war mitunter so unvollständig, daß J. Scott Keltie, Bibliothekar der königlichen Geographischen Gesellschaft in London, gewiß vielen einen guten Dienst erwies, als er die Briefe sammelte und als ein Buch herausgab. Dieses ist im Verlage von F. A. Brodhans in Leipzig auch in deutscher Uebersetzung erschienen und bietet uns die beste Auskunft über die Schicksale und geographischen Erfolge der Expedition, die beste Auskunft, bis Stanley selbst sein Werk über die Expedition geschrieben haben wird. Was nun die Hauptfrage, die Befreiung Emin's selbst, anbelangt, so sind die Briefe reich an werthvollen Auskünften, aber eben so reich an Räthseln. Doch gewinnt es den Anschein, daß der Hauptpunkt in den Gegensätzen zwischen Stanley und Emin in der Würdigung der Länder am oberen Nil von Seiten beider liegt. Für Stanleys Auffassung ist die Anfraktion bezeichnend, die er am 18. Januar 1889 brieflich seinem Offizier Zephon, der bei Emin weilte, ertheilt: „Seien Sie freundlich und gut gegen ihn (Emin)“, schreibt Stanley, „wegen seiner vielen Tugenden, lassen Sie sich aber nicht auch von der verderblichbringenden Faszination erlassen, welche das Gebiet des Sudan in den letzten Jahren für alle Europäer gehoben zu haben scheint. Sobald sie seinen Boden betreten haben, scheinen sie in eine Wirbelströmung gezogen zu werden, welche sie hinablaugt und mit ihren Wogen bedeckt. Das einzige Mittel, ihr zu entgehen, ist, allen Befehlen von auswärts blind, ergeben und ohne zu fragen, zu gehorchen.“

An einer anderen Stelle schreibt Stanley an denselben Offizier: „Ich bemerkte, daß ich Ihre Briefe ein halbes Dutzend mal gelesen hätte, und bei jedesmaligem Lesen änderte sich meine Ansicht von Ihnen. Zuweilen glaube ich, daß Sie halb Mahdist oder Arabist, dann daß Sie Eminist sind.“ Diese und ähnliche Stellen lassen uns annehmen, daß der „Gegensatz“ zum großen Theil derselbe war, der auch zwischen Gordon und der englischen Regierung geherrscht hat. Ob noch andere Fragen dabei eine wichtige Rolle spielen, und welcher Art diese Fragen waren, das kann niemand aus den Briefen herauskügeln. Die Räthe dürfte auch wenig lohnen. Das bedeutungsvolle Material, welches in den Briefen enthalten ist, wird ja bald vervollständigt werden; denn wie wichtig auch die vermeintlichen Interessen der Engländer in der Äquatorialprovinz sein mögen, sie sind kein Staatsgeheimniß der hohen Politik, welches Jahrzehnte lang verschwiegen wird. Es ist zu hoffen, daß, selbst wenn der Stumme von Bagamoyo nicht so bald imstande sein sollte, Aufklärung zu geben, die

Reisewerke Stanleys und seiner Gefährten in nächster Zeit genügendes Licht über diese Fragen verbreiten werden. Einen bleibenden Werth werden aber diese Briefe für die geographische Forschung behalten; hier werden die wichtigsten Fragen der Wissen unter dem reinen unmittelbaren Eindruck edirt, und stets wird es einen hohen Genuß gewähren, zu lesen, wie nach und nach Vermuthungen geklärt werden und ein einziger kühner Vorkopf eine ganze Reihe sinnreicher Kombinationen über den Haufen wirft.

Feierabend. (Zu dem Bilde S. 120 u. 121.) In der ganzen europäischen Kulturwelt ist keine Stunde geeigneter, das vertraute Leben und Treiben des Volkes unter sich zu beobachten, als die Stunde des Feierabends an einem Sommertage. Da lebt das Volk im Freien; es athmet auf von des Tages Mühen und Plagen; mit der süßen wohlverdienten Kost nach saurer Arbeit kommt ein frohmüthiges Gefühl über den Menschen, und der Schimmer des Humors vergoldet ihm die Dinge.

In solchen Stunden läßt sich auch am besten erkennen, wie hundertfach schattirt und durch seine Besonderheiten ausgezeichnet des Volkes Arbeitsleben ist. Ein schönes Beispiel dafür liefert uns wieder das Bild von Meister Defregger, welches wir heute bringen. Dasselbe hat einen bestimmten landschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergrund. Im Herzen von Tirol, wo das Pustertal und das Eisackthal zusammentreffen, liegen üppige Bergwiesen hoch oben an den Alpengehängen. Vielstündige steile Bergwege trennen sie von den Bauernhöfen, zu welchen sie gehören, und doch ist ihr Ertragswuchs so reichlich, daß der Bauer ihr Heu nicht entbehren mag. So bleibt nichts übrig, als daß meistens um den Tag des heiligen Laurentius (Anfang August), die ganze Bevölkerung des Bauernhofes, mit Ausnahme der Bäuerin und der kleinen Kinder, mit Senzen und Heugabeln bewehrt auf ein paar Tage nach jenen Bergwiesen hinaufwandert, um dort oben zu mähen, das Heu zu trocknen und es dann, je nach der Beschaffenheit des Berges, entweder auf dem Rücken oder auf nachgeschleiften Nichtenzweigen bis zum nächsten fahrbaren Sträßchen herab zu befördern. Die Mäher bringen die Nächte während dieser Arbeitszeit in den Heustadeln zu; da man aber in diesen Stadeln (Schemen) wegen der Feuersgefahr kein Feuer anzünden darf, haben sie eine eigene „Kochhütte“, die in kunstlosester Weise aus unbehauenen Baumstämmen zusammengefügt ist. Diese Kochhütte, ein alpines Speisezimmer, bildet den Versammlungsplatz für die Mäher, wo sie von der Tagesmühe rasten, während eine alte Magd im ruhigen Kessel die Polenta oder die Milchsuppe für die Gesellschaft bereitet. Vortrefflich ist dem Künstler die Feierabendstimmung in Haltung und Gesichtern der kleinen Gesellschaft gelungen, meisterhaft aber auch die Individualisirung der einzelnen Köpfe. Man glaubt es ordentlich zu hören, wie der etwas einfältig aussehende Mensch auf dem Holzstoke, der sich in läppischer Weise bemüht, seinen Hut mit Alpenblumen und Vogelfedern zu schmücken, von der übrigen, ihm geistig überlegenen Gesellschaft genect wird — sei es nun wegen seiner „Schönheit“ und „Klugheit“ oder wegen seiner „Erfolge“ bei den Schönen des Dorfes. Wer je bei dem frohen und kraftvollen Volke der Berge herumgewandert ist, erkennt auf den ersten Blick, wie glücklich mitten aus dem Leben dieses Volkes unser Bild gegriffen ist; aber auch der, dem diese

Freude nie zu theil ward, fühlt heraus, wie einfach, gutherzig und schaffhaft zugleich die Menschen sind, die da droben hauien.

Am eine Stunde. (Zu den nebenstehenden Abbildungen von F. Wittig.) Die Massenhaftigkeit und die drängende Eile des Verkehrs in den Millionenstädten schafft immer schwierigere Aufgaben und immer ersamtlidere Mittel zu ihrer Bewältigung. Kernpunkt der letzteren ist, daß niemals Zeit verloren werde; was die Stunde bringt, muß schleunigst weggearbeitet werden, denn schon drängt die nächste Stunde mit neuen Massen und neuen Lasten.



Berliner Straßenpostwagen.

Zu Berlin wurden bis vor kurzem die Briefe, welche auf den einzelnen Postämtern zur Einlieferung kamen, durch kleine, in einer bestimmten Reihenfolge bei den einzelnen Beamten ansahende Karriolwagen abgeholt und auf das Hauptpostamt verbracht. Die Fahrt, welche ein solcher Karriolwagen zu machen hatte, dauerte je etwa eine Stunde und so lange ruhten die Briefe unberührt und unbearbeitet in ihrem dunklen Verließ. Das aber bedeutete einen Zeitverlust, der sich mit den Grundfäden einer auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Postverwaltung nicht vertrag.

So kam man auf den Gedanken, für die Abholung der Briefe von den einzelnen Postämtern eigene große Wagen herzustellen, in welchen nicht nur die Masse der Briefe selbst, sondern auch ein Beamter Platz findet. Dessen Aufgabe ist es dann, während der Fahrt die in Empfang genommenen Briefe rasch mit gewandter Hand zu sortiren und je nach ihrer Adresse in die einzelnen Fächer seines Wagens zu vertheilen; ist er an der letzten der ihm zugewiesenen Postanstalten vorüber und hat er auch die von ihr erhaltenen Briefe nach Maßgabe ihres Bestimmungsorts vertheilt, dann packt er den Inhalt seiner Fächer in Pakete, welche er fertig zur sofortigen weiteren Fortsendung auf dem Hauptpostamt abliefern. Dort nimmt er sobald die für die Postämter seines Bezirks bestimmten Briefpakete entgegen und begiebt sich von neuem auf die Fahrt.



Berliner Straßenpostdienst.

Von unseren Abbildungen zeigt die obere die äußere Ansicht eines solchen „Straßenpostwagens“, wie sie seit 1. November 1889 durch die Straßen Berlins fahren, während uns die untere einen Blick in das Innere thun läßt. Rechts und links an den Langseiten befinden sich die Fächer für die Briefe, eine aufschlagbare Klappe dient zum Schreiben, auf dem Boden lagern fertige Briefbeutel. Ein Feldstuhl und ein Korb vollenden die Einrichtung des Wagens. Die mit dem Sortiren betrauten Beamten müssen eine große Gewandtheit besitzen, um fertig zu werden, denn es bleiben ihnen von einem Postamt zum andern nur wenige Minuten. An der Außenseite des Wagens bemerkt man auch den Briefemuff, der von dem Publikum für eilige Sendungen benutzt werden kann.

Der Zeitgewinn, welcher durch die neue Einrichtung erzielt wird, beläuft sich wie gesagt durchschnittlich auf eine Stunde. Für eine ziemlich Anzahl Sendungen aber ergibt sich eine Beschleunigung der Bestellung um volle 12 Stunden, insofern sie noch abends vor Schluß der Post zur Ablieferung gelangen, anstatt erst am andern Morgen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Einrichtung der Straßenpostwagen, mit welcher unsere Reichspostverwaltung bahnbrechend vorgegangen ist, bald auch in anderen Großstädten Nachahmung finden wird.

Inhalt: Flammenspeichen. Roman von E. Berner (Fortsetzung). S. 117. — Ein Bilderstein der französischen Revolution. Von F. A. v. Winterfeld. S. 122. — Zum hundertjährigen Todestage Kaiser Joachims II. Von H. Mahrtscholtz. S. 124. Mit Illustrationen S. 125 u. 129. — Eintr. Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). S. 124. — Wälder und Wäldchen: Deutschlands merkwürdigste Räume: Die Badischer Linde. S. 131. Mit Abbildung S. 117. — Stanleys Briefe über Emin Paschas Expedition. S. 131. — Feierabend. S. 132. Mit Illustration S. 120 u. 121. — Am eine Stunde. S. 132. Mit Abbildungen S. 132.

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Rathgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Noth!

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Professor Dr. Carl Ernst Voss.

Vierzehnte, neu umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Max von Zimmermann.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Vollständig in einem Band. Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

In diesem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertreffliches Muster klarer, leichtfaßlicher und im besten Sinne des Wortes vollsthändlicher Darstellung bleiben wird, ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird.

Die neue vierzehnte Auflage ist von dem durch seine populär-medizinischen Arbeiten bekanntem Herausgeber Dr. med. von Zimmermann, einem Schüler Voss's, wiederum auf das Sorgfältigste durchgesehen und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.